

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Wanderungen durch die Mark Brandenburg

4 Bände

Spreeland - Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow

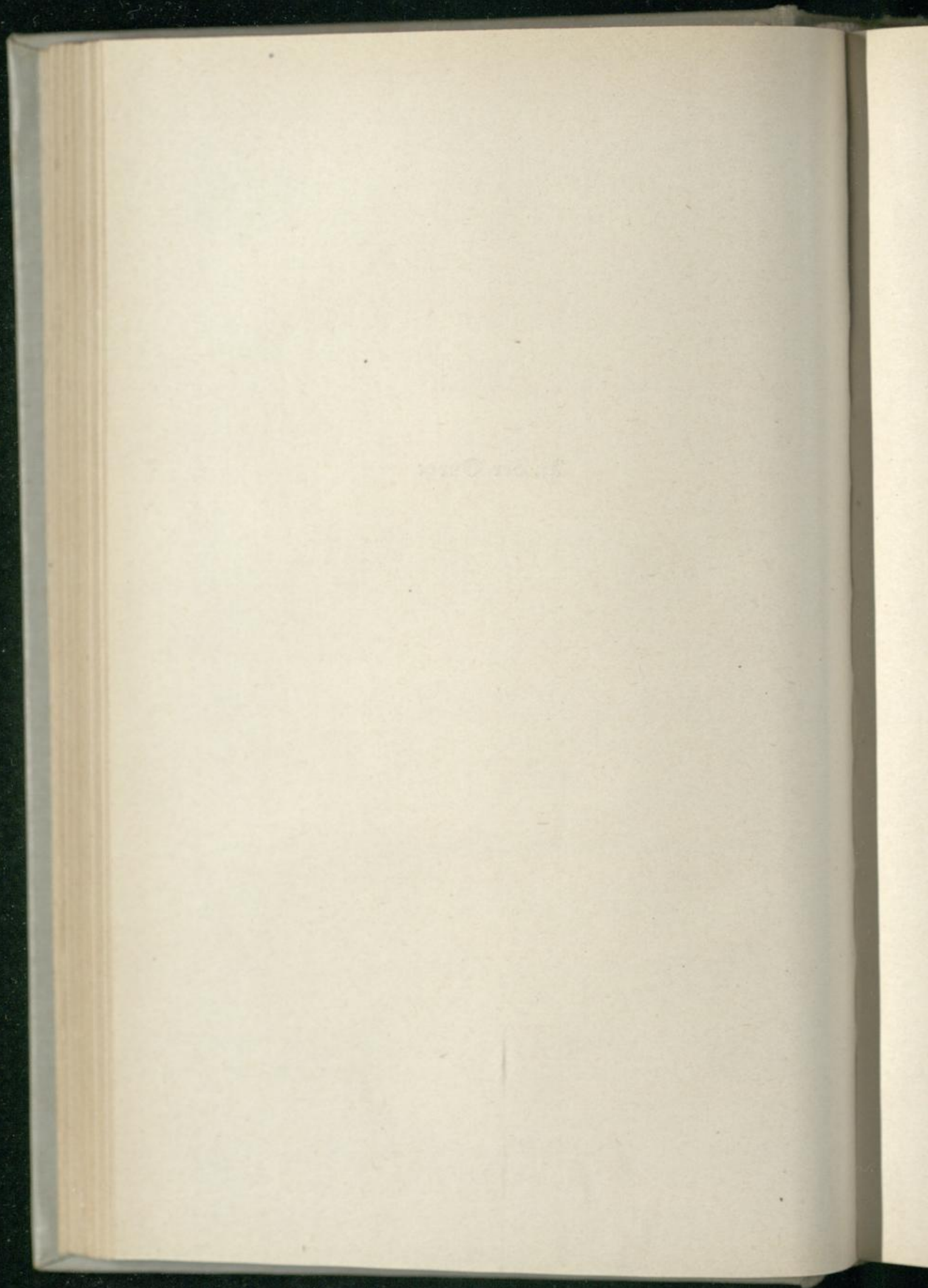
Fontane, Theodor

Naunhof [u.a.], 1940

An der Spree

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6987

An der Spree



Schloß Köpenick

„Wo liegt Schloß Köpenick?“

An der Spree,
Wasser und Wald in Fern und Näh',
Die Müggelberge, der Müggelsee.

Schloß Köpenick ist eines der vielen hohenzollerschen Schlösser, die sich unter den mannigfachsten deutschen und französischen Namen im Spree- und Havellande vorfinden, und von deren Nochvorhandensein die wenigsten unter uns eine Kenntnis haben. Wir entsinnen uns in der Regel von diesem und jenem Schloß in diesem oder jenem Geschichtsbuch gelesen zu haben und knüpfen die Vorstellung oft auch die Hoffnung daran, daß dasselbe mit all seinen ihm Leben leihenden Personen zugleich vom Schauplatz abgetreten sei. In der That, die Bemühungen unserer Phantasie, wenn wir von königlichen Schlössern sprechen oder sprechen hören, gehen gemeinhin nicht viel über die Bilder von Sanssouci, Rheinsberg und Charlottenburg hinaus, und einem glücklichen Zufalle bleibt es vorbehalten, uns durch den Augenschein zu belehren, daß auch Schwedt und Küstrin, und Buxtehude und Dranienburg noch ihre wirklichen Schlösser haben. Zu diesen seitab gelegenen und verschollenen Existenzen gehört auch Schloß Köpenick, in betreff dessen wir ein altes, ein mittleres und ein neues unterscheiden.

Das alte Schloß Köpenick stand schon, als die Deutschen unter Albrecht dem Bären ins Land kamen. Jasko oder Jasso, der letzte Wendenfürst, an dessen Bekehrung die schöne Schildhornsage anknüpft, residierte daselbst. Nach seiner Unterwerfung wurde seine Residenz, eine Wendenschanze, zur markgräflichen Burg, aber weder Bild noch Beschreibung sind auf uns gekommen, aus denen wir ersehen könnten, wie Schloß Köpenick zur Zeit der Askanier oder Bayern oder ersten Hohenzollern war. Es muß uns genügen, daß wir von seiner Existenz wissen. Auch seine Geschichte verschwimmt in blassen, charakterlosen Zügen, und alles, was mit bestimmterem Gepräge an uns herantritt, ist das eine, daß es in diesem alten Schlosse zu Köpenick war, wo der von Otterstedt an die Türe seines kurfürstlichen Herren schrieb:

Jochimken, Jochimken höde Dy,
 Wo wi di frigen do hängen wi Dy.

Das alte Schloß stand bis 1550. Kurfürst Joachim II., ein leidenschaftlicher Jäger, dessen Weidmannslust ihn oft in die dichten Forsten um Köpenick herum führte, ließ den alten Bau niederreißen und ein Jagdschloß an Stelle desselben aufführen.

Dies Jagdschloß Joachims II. oder das mittlere Schloß Köpenick stand wenig über hundert Jahr, aber seine Geschichte spricht schon in deutlicheren Zügen, und die Meriansche Topographie hat uns ein Bild desselben (etwa aus dem Jahre 1640) aufbewahrt. Nach diesem Bilde war es ein regelmäßiges Viereck, das zur einen Hälfte aus zwei rechtwinklig aufeinander stoßenden Flügeln, zur andern Hälfte aus zwei niedrigen, eben jenes Viereck herstellenden Mauern bestand, der ganze Bau von fünf Türmen überragt, vier an den Außenecken, der fünfte innerhalb des Schloßhofs in dem von den beiden Flügeln gebildeten rechten Winkel.

Joachim II. weilte gern im Schloß Köpenick. Sein Hof- und Jagdgesinde war dann um ihn her, auch die Söhne wohl, die ihm Anna Sybow, „die schöne Gieserin“, geboren hatte. In früheren Jahren hatte diese selbst bei den jedesmal stattfindenden Lustbarkeiten nicht gefehlt, bis ein an und für sich geringfügiger Vorfall einen tiefen Eindruck auf des Kurfürsten Herz machte. Die Bauern sahen Anna Sybow samt ihren Kindern neben dem Kurfürsten stehen und fragten sich untereinander: „Ist das unsres gnädigsten Herrn unrechte Frau? Sind das die unrichten Kinder? Wie darf er's tun und wir nicht?“ Der Kurfürst hörte alles und flüsterte der Gieserin zu: „Du solltest beiseite gehn.“ Seitdem mied sie die öffentlichen Feste.

In diesem Jagdschlosse zu Köpenick starb Joachim II. am 3. Januar 1571. Eine Wolfsjagd sollte abgehalten werden, trotz der bitteren Kälte, die herrschte, und der fünfundsechzigjährige Joachim freute sich noch einmal des edlen Weidwerks, dran zeitlebens sein Herz gehangen hatte. Gegen Abend kehrte er aus den Müggelsee-forsten nach Schloß Köpenick zurück und versammelte seine Räte und Diener um sich her. Distelmeyer, der Kanzler, Mathias von Salbern, Albrecht von Thümen, der Generalsuperintendent Musculus, alle waren zugegen. Man setzte sich zu Tisch und speiste in

christlicher Fröhlichkeit. Der Diskurs ging bald von geistlichen Dingen, und der Page wurde beauftragt, Dr. Lutheri Predigt über die Weissagung des alten Simeon vorzulesen. Nach der Vorlesung wurde viel von Christi Tod und Auferstehung gesprochen, von seiner großen Liebe und seinen bitteren Leiden; dabei zeichnete der Kurfürst ein Kreuzifix auf den Tisch, betrachtete es andächtiglich und ging dann zu Bett. Als er einige Stunden geruht, überfiel ihn eine Pressung auf der Brust mit einer starken Ohnmacht. Der Kanzler und die Räte wurden geweckt, aber das Uebel wuchs rasch, und nach einigen Minuten verschied der Kurfürst mit den Worten: „Das ist gewißlich wahr¹.“

Wir hören danach von dem Joachimischen Jagdschloß erst 1631 wieder, als König Gustav Adolf sein Hauptquartier darin nahm und an den schwankenden Kurfürsten George Wilhelm die Aufforderung schickte, ihm die Festungen Küstrin und Spandau ohne weiteres einzuräumen. Dieser Brief führte zu jener bekannten Zusammenkunft im Gehölz bei Köpenick, die von dem entschlossenen, keine Halbheit dulgenden Gustav Adolf mit den Worten abgebrochen wurde: „Ich rate Eurer kurfürstlichen Durchlaucht Ihre Partei zu ergreifen, denn ich muß Ihnen sagen, die meinige ist schon ergriffen.“

Neun Jahre später machte der Regierungsantritt des „Großen Kurfürsten“ dem Elend des Landes ein Ende, aber Schloß Köpenick

¹ Nicht im Schlosse zu Köpenick, aber freilich nur eine halbe Meile davon entfernt, in unmittelbarer Nähe des reizend gelegenen Dörfchens Grünau starb am 18. Juli 1608 der Enkel Joachims II., Kurfürst Joachim Friedrich, derselbe, dem die Marken die Gründung des Joachimstalschen Gymnasiums verdanken. Er kam von Storkow und war auf dem Wege nach Berlin, als ihn der Tod im Wagen überraschte. An der Stelle, wo er mutmaßlich gestorben ist, hat man jetzt ein einfaches, aber eigentümliches Denkmal errichtet. Es ist ein Steinbau, eine Art offener Grabkapelle, deren auf vier Pfeilern ruhendes Dach sich über einem Grabstein wölbt. Zu Häupten dieses Steins, in der einen Schmalwand der Kapelle (die beiden Breitseiten sind offen und haben nur ein Gitter) befindet sich ein gußeisernes Kreuz, das einen Kuchhut und darunter die wenigen Worte trägt: „Hier starb den 18. Juli 1608 Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg.“ Der Anblick des Denkmals, namentlich um die Sommerzeit, wenn man durch den offenen Rundbogen hindurch die jungen Eichen grünen sieht, die das Kapellchen umstehen, ist überaus reizend und malerisch.

sank an Ansehn und Bedeutung. Eine neue Zeit und ein neuer Geschmack waren gekommen; die Zeit des französischen Einflusses begann, und die alten Jagdschlösser mit gotischen Türmen und Giebeln, mit schmalen Treppen und niedrigen Zimmern, konnten sich neben der Pracht und Stattlichkeit der Renaissance nicht länger behaupten. 1658 ward ein alchimistisches Laboratorium, eine Goldmacherswerkstatt in denselben Zimmern eingerichtet, drin Kurfürst Joachim einst den selbsterlegten Hirsch auf reichbesetzter Tafel gehabt hatte, und endlich 1677 fiel das alte Jagdschloß gänzlich, um einem Neubau, dem dritten also, Platz zu machen.

Diesem dritten, noch existierenden Schloß Köpenick, einer Schöpfung Rütgers von Langensfeld, der es um die angegebene Zeit für den Kurprinzen Friedrich erbaute, gilt nunmehr unser Besuch.

Wir benützen den Omnibus, der zwischen Berlin und Köpenick fährt, haben ein sauberes, sorglich gepflegtes Gehölz zu beiden Seiten und rollen an einem klaren Herbsttage die Chaussee entlang, an Plätzen voll historischer Erinnerung vorüber. Zunächst an jener Waldwiese, wo einige Heißsporne vom schwer beleidigten märkischen Adel den jugendlichen Joachim aufzuheben gedachten, danach aber um jene Begegnungsstelle herum, wo Gustav Adolf und Kurfürst George Wilhelm nach kurzer Unterredung so wenig befriedigt voneinander schieden. In raschem Trabe geht es dahin, die Pferde werfen die Köpfe und zeigen ein Behagen, als freuten sie sich mit uns der Herbstesfrische. Die Eichen und Birken, die eingesprengt im Lannicht stehn, lassen die Landschaft in allen Farben schillern, und der herbe Duft des Eichenlaubes dringt bis zu uns in den Wagen hinein. Jetzt aber trifft uns ein Luftzug mit jener feuchten Kühle, die dem Reisenden ein Wasser ankündigt, und im nächsten Augenblicke haben wir ein breites Strombett vor uns, an dessen jenseitigem Ufer, aus hohen Pappeln hervor, ein graugelber Schloßbau ragt. Aber die Brücke hin rollt der Wagen und hält jetzt auf einem unregelmäßigen, ziemlich geräumigen Plage, der zwischen dem Schloß und der Stadt Köpenick liegt. Wir steigen aus, werfen nach links hin einen Blick in eine leis gebogene Straße, deren beschnittene Lindenbäume dem Ganzen ein freundliches Ansehn leihn, und schreiten über den Schloßgraben dem Schloßhofs zu, den von zwei Seiten her die Bäume des Parks überragen.

Das gegenwärtige Schloß Köpenick hat drei Stockwerke, seine Fassaden sind einfach und schmucklos, und nur einzelne Teile zeigen sich mit Reliefs und Statuen geschmückt. Um das um mehrere Fuß zurücktretende Dach ist eine stattliche Balustrade gezogen².

Und dieser Stattlichkeit begegnen wir überall, am meisten freilich in der inneren Einrichtung, in der Anlage der Zimmer, Treppen und Korridore, die den Eindruck machen, als habe der Baumeister nichts so ängstlich vermeiden wollen als die Gedrücktheit der Turm- und Erkerstuben, die sonst hier heimisch waren. Nirgends ein Geizen mit dem Raum, aber auch nirgends ein Geizen mit dem, was erheitert und schmückt. Wohin wir blicken, eine Fülle reizendster Details, die vielleicht wie Überladung wirken würden, wenn nicht die Dimensionen ein Sichvordrängen des einzelnen verhinderten. All diese Karyatiden und Pfeiler und Säulen mit reichgegliedertem Kapitell treten dienend in den Hintergrund zurück, und die schweren Stuckornamente verlieren anscheinend ihre Schwere. Zu diesen Stuckornamenten gesellten sich auch noch allerlei Plafondbilder, die durch die Säle des Schlosses hin abwechselnd den Jagdzug der Diana, ihren Zorn über Aktäon und ihre Liebe zum Endymion darstellten; aber nur wenige dieser Gemälde sind bis auf unsere Zeit gekommen, und diese wenigen verbergen sich hinter einer sorglich aufgetragenen Bekleidung von Mörtel und Gips. Sie warten auf die Stunde, wo das alte Schloß, das seit siebenzig Jahren immer nur der Prosa hat dienen müssen, die poetischen Tage königlicher Pracht wieder erblicken wird, um dann auch ihrerseits aus ihrer Hülle hervorstreten und den neuen Glanz in altem Glanze begrüßen zu können. Dies gilt namentlich von dem im ersten Stockwerk gelegenen „Königsaal“, der eine Fülle der schönsten Bilder und Plafondornamente hinter einer Überkleidung verbergen soll.

Wir haben in dem Bestehen Schloß Köpenicks drei Perioden unterschieden und in Erinnerung an die wechselnden Bauten, die hier

² Im Schlosse heißt es, daß der mit Bohlen gedeckte, zwischen Dach und Balustrade hinlaufende Gang im vorigen Jahrhundert als Regalbahn gedient habe. Trifft dies zu, so darf man kühnlich behaupten, daß wenigstens in den Marken an keiner schöneren Stelle jemals Regal gespielt worden ist. Der einen Kreis von fast vier Meilen umfassende Blick ist entzückend: Wald und Wasser, soweit das Auge reicht, und mitten im Bilde die Müggelsberge.

standen, von einem alten, einem mittleren und einem neuen Schloß Köpenick gesprochen. Aber auch dies neue Schloß Köpenick teilt sein zweihundertjähriges Leben wieder in verschiedene Stadien, unter denen wir mit Umgehung gleichgültigerer Jahrzehnte vier Hauptepochen unterscheiden.

Diese vier Hauptepochen des neuen Schloß Köpenicks sind die folgenden: Erstens die Zeit des Kurprinzen Friedrich von 1682 bis 1688; zweitens die Zeit Friedrich Wilhelms I., insonderheit das Jahr 1730; drittens die Zeit Henriette Marias, gebornen Markgräfin von Brandenburg-Schwedt, von 1749 bis 1782, und viertens die Zeit des Grafen von Schmettau von 1804 bis 1806. An eine Besprechung dieser vier Hauptepochen wird sich schließlich noch eine kurze Darstellung der Schicksale zu knüpfen haben, die Schloß Köpenick seitdem erfuhr.

Die Zeit des Kurprinzen Friedrich von 1682 bis 1688

In welchem Jahre Kurprinz Friedrich seinen Einzug in Schloß Köpenick hielt, ist nicht genau mehr festzustellen, wahrscheinlich um 1680. Der Schloßbau wurde zwar vor 1681 nicht beendet, ja das Sandsteinportal, durch das wir in den Schloßhof eintraten, trägt sogar erst die Jahreszahl 1682, es ist indes eher wahrscheinlich als nicht, daß Kurprinz Friedrich die Vollendung des ganzen Baus nicht erst abwartete und sich bereits zwei Jahre früher mit dem begnügte, was fertig war. Die Verhältnisse zwangen ihn fast dazu. Seiner alten Feindschaft mit seiner Stiefmutter, der holsteinischen Dorothea, war im Jahre 1679 bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der hessischen Prinzessin zwar eine Versöhnungsszene gefolgt, aber diese Versöhnung hatte die Abneigung der Mutter und das Mißtrauen des Sohnes um nichts gebessert. Plötzliche Erkrankungen, auch Todesfälle, regten den alten Verdacht wieder an, und nachdem Kurprinz Friedrich selbst, und zwar bei Gelegenheit eines Festmahls, das ihm die Stiefmutter gab, von einem heftigen Kolikanfall heimgeführt worden war, steigerten sich seine Befürchtungen bis zu solchem Grade, daß er seinen Vater um die Erlaubnis bat, sich nach Schloß Köpenick zurückziehen zu dürfen. Nicht in Freuden zog er in die schönen Räume ein, die zum Teil noch ihrer Vollendung entgegen sahen. Das Schloß war ihm mehr ein rettendes Asyl als eine

Stätte heittrer Flitterwochen, und in Bangen und Einsamkeit vergingen ihm die Tage selbstgewählter Verbannung. Sein schwacher Körper verbot ihm die Freuden der Jagd, und die Deckengemälde (die Jagdzüge Dianas), die um ihn her entstanden, erinnerten ihn nur an das, was ihm gebrach. Gleichförmig öde spannen sich die Wochen ab, und was diese Gleichförmigkeit von Zeit zu Zeit unterbrach, waren meist frostige Feste, die dem Tode zu Ehren gefeiert wurden. Am 7. Juli 1683 starb des Kurprinzen Gemahlin, und immer dunkler und schwerer hing es über Schloß Köpenick.

Da endlich kam Sonnenschein. Das Trauerjahr war um, der Flor fiel, Hochzeit gab es wieder, und Sophie Charlotte, „die philosophische Königin“ hielt ihren Einzug in die Marken. Zwanzig Jahre lang stand von jenem Tag an die helle Sonne dieser Frau über dem dunklen Tannenlande und gab ihm eine Heiterkeit, die es bis dahin nicht gekannt hatte. Aber ihr lachendes Auge, das über so vielem leuchtete, leuchtete nicht über Schloß Köpenick. Waren ihr die Zimmer zu hoch, die Bäume zu dunkel, die Traditionen zu trist — gleichviel, sie vermied die Stätte, darin die hessische Prinzessin, des Kurprinzen erste Gemahlin, ihre Tage hinweg geängstigt hatte, und die sonnenbeschienenen Abhänge des Dorfes Lüchow entsprachen mehr ihrem heitern Sinn. Schloß Köpenick verödete, wurde stiller und verlassener als es je gewesen, und Schloß Charlottenburg mit funkelnader Kuppel und goldnen Figuren wuchs statt seiner empor.

Die Zeit Friedrich Wilhelms I.

Schloß Köpenick war tot, bis es der soldatische Sohn Sophie Charlottens zu neuem Leben erweckte. Die Jagdpassion kam wieder zu Ehren, und Tage brachen wieder an, wie sie Kurfürst Joachim nicht wilder und weidmännischer gekannt hatte. Jene Dianenbilder an Plafonds und Simsen, die dreißig Jahre lang ein Hohn gewesen waren, sie kamen jetzt zum ersten Male, seit Rütger von Langensfeld die Säle und Korridore mit ihnen geschmückt hatte, zu ihrer Bedeutung und ihrem Recht. Jagd tobte wieder um Schloß Köpenick her, und Fangeisen und Hörner waren wieder in ihm zu Haus.

Diese Jagden zeichneten sich durch Gefahren aus, die mehr aufzusuchen als zu vermeiden für guten Ton galt. Züge von Ritterlichkeit machten sich geltend, die an den Hof Franz I. erinnert haben

würden, wenn nicht an Stelle galanten Minnedienstes jene kurbrandenburgische Derbheit vorgeherrscht hätte, der zu allen Zeiten ein Kraftwort weit über ein Liebesgedicht oder ein Wortspiel ging. Bei diesen Jagden, wie Schloß Köpenick sie damals häufig sah, wurde fast jedesmal der eine oder andere schwer verwundet, wenn nicht getötet. In ein viereckiges Gehege von 600 bis 700 Schritten, das von Leinen eingeschlossen war, ließ man oft zwei oder dreihundert wilde Schweine von jedem Alter und jeder Größe ein. Hier erwarteten sie die Jäger, je zwei und zwei, um die wild hereinbrechenden auflaufen zu lassen. Verfehlten sie das Tier, oder zerbrach das Fangeisen, so wurden sie oft über den Haufen gestoßen und von dem verwundeten Wildschwein übel zugerichtet. Zuweilen nötigte der König auch wohl seine Jäger und Pagen, die größten Keiler bei den Ohren zu fassen und mit Gefahr ihres Lebens so lange festzuhalten, bis er selbst herbei kam, um sie abzufangen. Wer sich zu solchem Dienste weigerte, galt für feige. Der König selbst ward auf einer dieser Jagdpartien, in unmittelbarer Nähe von Köpenick, stark verwundet und würde sein Leben eingebüßt haben, wenn ihm nicht einer seiner Jäger rechtzeitig beigeprungen wäre. Blutend schaffte man ihn nach Köpenick. Es war am 15. Januar 1729.

Das nächste Jahr brachte gewichtigere Tage, Tage, die den Namen Schloß Köpenicks mit einer der interessantesten Episoden unserer Geschichte für immer verwoben haben. Am 28. Oktober 1730 trat hier das Kriegsgericht zusammen, das über den Leutnant Katte vom Regiment Gensdarmes, sowie über den „desertierten Obristleutnant Friß“ Urteil sprechen sollte. Diese höchst denkwürdige Sitzung fand in dem sogenannten Wappensaale statt. Unter den vielen Sälen des Schlosses ist er nicht nur der historisch interessanteste, sondern auch dadurch vor allen andern bemerkenswert, daß er in seiner Einrichtung und Ausschmückung weder bedeutend gelitten hat, noch auch hinter einer Gips- und Mörtelverkleidung seine Vorzüge verborgen hält. Dieser Wappensaal (wegen einer in ihm aufgestellten Orgel auch der „Orgelsaal“ geheißen) ist zwei Treppen hoch gelegen und blickt mit seinen Fenstern auf die Spree hinaus. Im Verhältnis zu seiner Tiefe hängt die Decke zu niedrig und würde bei ihrer reichen Ornamentik noch viel mehr den Eindruck davon machen, wenn nicht die hellen Farbentöne, weiß und lila, die durch den ganzen Saal hin vorherrschen, eine gewisse Luftigkeit

wiederherstellten. Die völlig weiß gehaltene Decke wird von etwa zwanzig Karyatiden gestützt, die alle vier Seiten des Saales umstehen und auf ihrer Brust die Wappenschilder der verschiedenen preussischen Gebietsteile jener Epoche tragen. Eine bestimmte Reihenfolge nach den Provinzen ist bei Aufstellung derselben nicht beobachtet worden, und Kassuben und Wenden, Jägerndorf und Minden, Ravensberg und Gützkow, dazu Ruppin, Camin, Mark, Krossen, Barth, Pommern, Kleve usw. folgen bunt aufeinander. An den beiden Längswänden befinden sich auch ein paar große Kamine, reich verziert mit allerhand Emblemen und Wappenfiguren, alles weißer Stuck, wie der ganze Rest der Ausschmückung überhaupt. Das Ganze, weniger schön als von entschieden historischem Gepräge, macht es einem glaublich, daß hier an langer Tafel das Kriegsgericht saß, das über Tod und Leben eines Prinzen und seiner Mitschuldigen aburteilen sollte.

Der Tag, an dem die Kriegsgerichtssitzung im „Wappensaale zu Köpenick“ stattfand, war, wie bereits erwähnt, der 28. Oktober 1730. In dem Kapitel „Küsttrin“ (Band II, Oderland) hab' ich ausführlich darüber berichtet. Hier nur noch einmal das: die das Kriegsgericht bildenden sechzehn Offiziere lehnten einen Rechtspruch über den Kronprinzen einfach ab und verurteilten den Leutnant von Katte zu lebenslänglichem Festungsarrest. Der König stieß dies Urteil um. Manche Punkte hinsichtlich dieser Vorgänge waren bis in die neueste Zeit hinein nicht völlig aufgeklärt, das aber hat immer festgestanden, daß jene denkwürdige Kriegsgerichtssitzung im großen Wappensaale zu Köpenick stattfand. Vielleicht wär es angebracht, wenn nicht ein historisches Bild, so doch wenigstens eine Gedächtnistafel aufzurichten, die die Erinnerung an jenen Tag an ebendieser Stelle lebendig hält.

Die Zeit Henriette Maries von 1749 bis 1782

Henriette Marie geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt hatte sich mit vierzehn Jahren bereits an den Herzog von Württemberg-Teck vermählt und war mit neunundzwanzig Jahren Witwe geworden. Als solche lebte sie zunächst in Berlin und erschien während der letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms I. bei allen Hoffesten. Auch noch unter dem großen Könige. So gingen die Dinge bis 1749,

um welche Zeit ihr Schloß Köpenick als Witwensitz angewiesen wurde. Es hieß damals, „sie sei verbannt“, auch scheint sie von jenem Zeitpunkt ab am Berliner Hofe nicht länger erschienen zu sein. Welche Gründe den König zu dieser Verbannung veranlaßten, ist nur zu mutmaßen, nicht nachzuweisen. Es heißt, daß Friedrich II. an dem wenig korrekten Lebenswandel der Prinzessin Anstoß genommen habe, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß andere Dinge mit ins Spiel kamen und den Ausschlag gaben. Die Seitenlinie Brandenburg-Schwedt wurde vom großen Könige mit derselben Abneigung betrachtet, die schon sein Vater und namentlich sein Großvater Friedrich I. gegen dieselbe gehegt hatte und — „wie's in den Wald hinein schallt, so schallt es auch wieder heraus“. So bedeutend jene Zeit in vielen Stücken war, so war sie's doch keineswegs in allen, und Klatsch, Intrige und chronique scandaleuse hatten ein unglaublich großes Feld. Wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß Prinzessin Henriette Marie ihre Zunge weniger als wünschenswert im Zaum gehalten habe, und daß dieser Umstand mit zur unfreiwilligen Muße von Köpenick führte. Daß die Prinzessin infolge davon dreißig Jahre lang die Kunst des Schweigens geübt habe, haben wir allerdings nicht die geringste Ursach anzunehmen, es scheint vielmehr, daß man sich die Langeweile durch allerpilanteste Plaudereien nach Möglichkeit vertrieben und alle Mesquinerien eines kleinen Hofes, als bestes Mittel die Zeit hinzubringen, mit wahrer Meisterschaft kultiviert habe. Aber das damalige Leben im Köpenicker Schlosse geben einige Notizen Aufschluß, denen wir in einer Biographie des Freiherrn von Krohne, der sich Königlich Polnischer Wirklicher Geheimrat nannte, begegnen. Dieser Abenteurer, der überall im trüben zu fischen und an kleinen Höfen sein „Fortune“ zu machen suchte, kam auch an den Hof des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, des regierenden Bruders unsrer Henriette Marie, deren Hoffstaat der Markgraf aus den Revenuen seines Schwedter Markgrafentums zu unterhalten hatte. Prinzessin-Schwester brauchte mehr, als Markgraf-Bruder zu zahlen liebte, und so wurde denn Freiherr von Krohne, nachdem er ebenseine Dienste angeboten, an den Köpenicker Hof geschickt, angeblich um der Prinzessin als Kammerherr zu Diensten zu sein, in Wahrheit aber um die Ausgaben, zu denen ihre Freigebigkeit oder ihre Verschwendung führte, zu kontrollieren. Freiherr

von Krohne traf ein, debütierte mit Geschick, wußte einen Hofrat, der ihm in Schwedt als Hauptträger des Verschwendungssystems bezeichnet worden war, glücklich zu entfernen und stand bereits auf dem Punkte, sich als Erster Minister und Plenipotenziär am Hofe zu Köpenick zu etablieren, als die beiden alten Günstlinge der Prinzessin, die bis dahin auf gegnerischem Fuße gestanden und ihre Macht balanciert hatten, sich zum Untergange des Eindringlings verschworen. Kammerherr von Wangenheim und Hofprediger St. Aubin³ schlossen Frieden, entlarvten den immer mächtiger werdenden Freiherrn als eine Kreatur des Schwedter Markgrafen und stürzten ihn auf der Stelle. Kammerherr von Wangenheim, von dem eigens hervorgehoben wird, daß er ein sehr starker Mann gewesen, übernahm zu größerer Sicherheit die Exekutive seiner eigenen Maßregeln und schaffte den gestürzten Nebenbuhler bis vor das Portal des Schlosses.

So lebte man damals in Schloß Köpenick. Klein und bedeutungslos vergingen die Tage, die selbst in der überkommenen Ausstattung und Einrichtung nicht das geringste geändert zu haben scheinen. Wie konnten sie auch! Der prinzeßliche Hof zu Köpenick war ein bloßes Filial des markgräflichen Hofes zu Schwedt, der doch seinerseits auch nur wieder ein Filial, eine bedeutungslose Abzweigung des Berlin-Potsdamschen Hofes war.

Das dreißigjährige Leben der Prinzessin hat keine Spur zurück-

³ Hofprediger St. Aubin erhielt von der Prinzessin die kleine reizende, dicht bei Köpenick gelegene Besizung als Geschenk, die den Namen „Bellevue“ führt. Dies Bellevue ist ein Garten mitten im märkischen Sand, eine Dase in mehr als einer Beziehung. Hr. St. Aubin erbaute sich daselbst ein Herrenhaus, ein „Schlößchen“ mit Speisehalle und Gartensaal, mit Bibliothek und Empfangszimmern. Es wechselte oft die Besizer. Um 1850 besaß es Bernhard von Lepel, der hier in poetischer Zurückgezogenheit einige seiner besten Sachen dichtete, z. B. „die Zauberin Kirke“. 1852 war „Bellevue“ der Sommeraufenthalt Franz Kuglers und Paul Heyßes. Einige Jahre später ging es in den Besiz des Pastor Pabst über, der, früher Gesandtschaftsprediger in Rom, zu dem Bonmot Veranlassung gab „in Rom seien jetzt zwei Päbste“. Komfort, Kunst und Dichtung waren immer an dieser Stelle zu Haus, und niemand gewann Hausrecht hier, der nicht zuvor in Rom gewesen war. Ich selbst habe die Zimmer des Schlößchens nie anders gesehen als im Schmuck italienischer Bilder, und oft lagen mehr Pinienäpfel auf den Schränken und Kommoden des Gartensaals umher, als Tannäpfel in den Steigen des Gartens draußen.

gelassen, aber was ihrem Leben nicht gelang, das gelang ihrem Tode. Henriette Marie starb in Schloß Köpenick und ist in der Schloßkapelle daselbst begraben worden. In der jedem Besucher zugänglichen Gruft dieser Kapelle steht ein schwerer Eichensarg, der auf seinem obersten Brett ein vergilbtes seidenes Kissen und auf dem Kissen eine Krone von dünnem, verbogenem Goldblech trägt. Hebt man den Deckel vom Sarg, so erblickt man in diesem die in ihrem achtzigsten Jahre verstorbene Prinzessin als Mumie. Tüllhaube und Seidenband legen sich noch um Stirn und Kinn und das schwere gelbe Brokatkleid zeigt noch seine Falten und raschelt und knistert, als wär es gestern gemacht.

Wir schließen den Sargdeckel wieder und steigen aus der Gruft in die Kapelle zurück. Eine hohe, reich verzierte Decke wölbt sich über uns und macht den Eindruck des Freundlichen, ohne den des Feierlichen vermischen zu lassen, links vom Altar aber, in einen Fensterpfeiler eingefügt, gewahren wir eine prächtige Tafel von poliertem schwarzem Marmor, auf der wir in Goldbuchstaben folgende Worte lesen: „Die Gruft umschließt die verweslichen Ueberreste der durchlauchtigsten Fürstin und Frau, Henriette Marie, geborene Prinzessin von Preußen und Brandenburg, vermählte Erbprinzessin und Herzogin von Württemberg und Teck. Sie war geboren den 11. März 1702, vermählt den 8. December 1716 mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Württemberg, ward Wittwe den 23. November 1731, entschlief in dem Herrn den 7. Mai 1782. Dieses Denkmal setzet ihr ihre einzige Tochter Louise Friederike, Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, geborne Herzogin von Württemberg und Teck.“

Die Zeit des Grafen Schmettau von 1804 bis 1806

Nach dem Tode Henriette Maries wurde Schloß Köpenick völlig vernachlässigt und endlich im Jahre 1804 an den Grafen Friedrich Wilhelm Karl von Schmettau verkauft. Dieser Graf Schmettau, ein besonderer Liebling Friedrichs II., ist derselbe, der von seiten des großen Königs zum Adjutanten seines jüngsten Bruders, des Prinzen Ferdinand von Preußen, ernannt ward und in dieser intimen Stellung zu einer Fülle pikanter Anekdoten und on dit's Veranlassung gab, an denen das preußische Hofleben jener Zeit so reich war.

Zu untersuchen, wieviel Wahrheit oder überhaupt ob irgendwelche Wahrheit diesen anekdotischen Überlieferungen zugrunde liegt, liegt jenseits unserer Aufgabe; wir begnügen uns damit, das zu konstatieren, worüber Freunde und Feinde des Grafen, wenn er Feinde hatte, zu jeder Zeit einig waren: seine Gelehrsamkeit und seine weltmännische Bildung, seine militärischen Kenntnisse und seine Tapferkeit. Als der Krieg mit Frankreich mehr und mehr unvermeidlich zu werden drohte, gehörte er zu denen, denen Armee und Volk das meiste Vertrauen entgegenbrachten. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten führte er als Generalleutnant seine Division nach Thüringen und trat unter den Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig. Beide teilten wenige Tage später dasselbe Schicksal.

Bei unserem heutigen Besuch in Schloß Köpenick indes lernen wir den Grafen Schmettau weder als Kavalier und Weltmann, noch als Soldat und Heerführer kennen; sinnig, ein heitrer Philosoph, ein Freund der Wissenschaften und aller Künste des Friedens, so tritt er an uns heran. Nur zwei kurze Jahre waren ihm an dieser Stelle gegönnt, aber sie genügten ihm, um überall eine Spur seines Wirkens zurückzulassen. Wir übergehen Urnen und Inschriften, wie sie sich in den schattigen Gängen des Parkes vorfinden und treten im ersten Stock des Schlosses in ein nach Südosten hin gelegenes Eckzimmer, dessen eines Fenster auf den Park, das andere auf die wendische Spree herniederblickt. Es ist nicht leicht möglich, beim Durchstöbern alter Schlösser einem überraschenderen Anblick zu begegnen. Der ganze Raum ist zeltartig mit einem weißen und gelben Gazestoff ausgeschlagen, und zwar so, daß die Deckendrapierung den Plafond in zwei gleiche Hälften teilt. An jeder der beiden Stellen nun, wo die Gaze zu einer Art Betthimmel zusammengefaltet ist, befindet sich ein Deckengemälde allegorischen Inhalts. Auf dem ersten, mehr dem Fenster zu gelegenen, bringt Merkur der Minerva eine Pergamentrolle, auf der der Name Roszbach steht; Minerva ihrerseits hält einen Lorbeerkranz in der Rechten, bereit ihn gegen die Siegesbotschaft auszutauschen. Das zweite Bild, ungleich besser in Komposition und Farbe, stellt eine Apotheose des großen Königs dar. Auf einer Felsenburg zur Linken stehen Krieger und blicken einer Anzahl davoneilender Genien nach, die das goldumrahmte Bildnis Friedrichs in ihrer Mitte tragen und mit dieser ihrer Last dem Tempel des Ruhmes zuschweben. Zur Rechten ragt

der Tempel selber auf, auf dessen oberster Stufe die hohe Göttin steht und sich anschickt, das Bildnis des Königs mit ihrem Sternendiadem zu krönen. Von Mobilien keine Spur in diesem Raume, der seit Anno sechs überhaupt unbewohnt geblieben ist, und dessen Durcheinander von Spinnweb und Gaze, von Farbenglanz und blinden Fensterscheiben, von Ruhmesverherrlichung und Staub, eine Wirkung macht, der sich wenige Besucher werden entziehen können. Alles Mobilien, so sagt' ich, fehlt, aber ein eigentümlicher Zimmerschmuck ist dennoch diesen Mull- und Gazewänden geblieben. Die ganze hintere Hälfte des Zimmers ist mit großen Schlachtplänen dekoriert, die wohl ziemlich unzweifelhaft von der Hand des Grafen selbst herrühren. Derselbe gesellte nämlich zu seinen übrigen Gaben auch das Talent eines ausgezeichneten Topographen und Kartenzeichners, und die berühmte Generalkarte des preussischen Staats, die bis diesen Augenblick in dem Kartensaale des Kriegsministeriums aufbewahrt wird, bewahrt gleichzeitig den Namen Schmettaus in ehrendem Andenken. Die Aufschrift dieser Generalkarte, die auch schlechtweg die Schmettausche Karte heißt, lautet wie folgt: „Tableau aller durch den Königlich Preussischen Obersten Grafen von Schmettau von 1767 bis 1787 aufgenommenen und zusammengetragenen Länder.“ Dieselbe geschickte Hand, die dieses berühmte „Tableau“ zusammentrug, hat sehr wahrscheinlich auch die sieben Schlachtpläne gezeichnet, denen wir in diesem abgelegensten und ungekanntesten Zimmer des Köpenicker Schlosses begegnen. Nur die Sieges Schlachten des großen Königs haben hier Aufnahme gefunden, und die Inschriften der verschiedenen Blätter lauten wie folgt: Bataille und Belagerung von Prag; Schlacht bei Rosßbach; Bataille bei Lowositz; Schlacht bei Zorndorf; Schlacht bei Liegnitz; Schlacht bei Torgau und Schlacht bei Leuthen. Die einzelnen Tableaux sind von verschiedener Größe, namentlich die Bataille und Belagerung von Prag sehr ausgeführt und größer als die übrigen, aber alle verraten dieselbe Meisterhand und tragen sämtlich statt der üblichen Holzeinfassung einen künstlichen Lorbeerkranz als Umrahmung.

Es drängt sich dem Besucher Schloß Köpenicks die Frage auf: Was war die Bedeutung dieses Zimmers? Die Antwort ist nicht schwer. Es war die Stätte eines loyalen Kultus, ein Andachtsplatz, an den sich in Zeitläuften, die jeden anderen Stempel eher als den des großen Königs trugen, die schwärmerische Verehrung für den

Hingeshiedenen zurückzog, um einer großen Zeit zu gedenken, die nicht mehr war.

In diesem Zimmer war es auch wohl, daß Graf Schmettau die letzten Augenblicke zubrachte, bevor ihn das Jahr 1806 aus der Stille von Schloß Köpenick wieder in den Lärm des Krieges rief. Und was er an dieser Stelle gelobt hatte, das hielt er. Am Unglückstage von Auerstedt, unglücklich nicht durch seine Schuld, erstürmte er an der Spitze seiner Bataillone die Höhen von Hassenhausen, die der Feind unterm Schutz eines herbstlichen Morgennebels schon vor ihm besetzt hatte. Zweimal nahm er sie, und zweimal war er gezwungen, sie wieder aufzugeben. Als er sich zum dritten Angriff anschickte, um den entscheidenden Stoß zu tun und die mehr und mehr in Unordnung geratenden Franzosen in das Saaletal hinabzudrängen, traf ihn eine Kartätschenkugel und warf ihn tödlich verwundet vom Pferde. Vier Tage nach der Schlacht verschied er, am 18. Oktober 1806. So starb Friedrich Wilhelm Karl Graf von Schmettau, nicht an Glück aber an jeglichen Gaben des Herzens und Verstandes jenen Schmettaus gleich, die unter Eugen und Marlborough zuerst die Schlachtfelder Europas betraten und unter dem großen Könige siegreich kämpfend, den Ruhm ihrer Familie begründet hatten.

Schloß Köpenick war wieder verwaist. Die Krone kaufte den Besitz zurück, aber Zimmer und Treppen blieben öde. Das Laub an Ulmen und Ahornplatanen kam und ging, ohne daß die Gänge des Parks ein anderes Leben gesehen hätten, als die laute Heiterkeit der Köpenicker Schuljugend, die hier ein prächtiges, von Gestrüpp durchwachsenes Terrain fand für „Hirsch und Jäger“ und „Wanderer und Stadtsoldat.“

Jahrzehnte vergingen so. Da zog wieder Leben ein in Schloß Köpenick, aber welch ein Leben! Die Fenster, die nach dem Wasser hinaus lagen, wurden mit Holz bekleidet, und nur ein schmaler Streifen blieb offen, der dem Lichtstrahl von oben her einen Eingang gestattete. Geschlossene Wagen rollten über die Brücke, alles war in Dunkel und Geheimnis gehüllt; es ging „ein finstrier Geist durch dieses Haus.“ Die hohen Schwarzpappeln, die alten Wächter am Portal, standen unheimlicher da denn je zuvor, und drinnen und draußen war kein Spielen und Lachen mehr. Hunderte saßen hinter den Gitterfenstern, die doch keine Fenster mehr waren, und

nichts unterbrach die finstre Stille des Orts; wie das Licht, so schien auch der Klang von seinen Mauern ausgeschlossen. Eine trübe Zeit. Übermut hatte gefehlt, und Mangel an Mut hatte zu Gericht gefessen; waghalsige Schwärmerei, missleitete Begeisterung büßten hart für den eitlen Irrtum einer Stunde⁴.

Und wieder andre Zeiten kamen. Wie einen schweren Traum schüttelte Schloß Köpenick seine jüngste Vergangenheit ab. Die Fenster blißten wieder, wenn die Morgensonne darauf fiel, und auf dem Platze, der zwischen Schloß und Schloßkapelle liegt, entstand ein Garten. Blumen blühten wieder, und eine heitere Jugend hielt ihren Einzug. Eine heitere, denn sie kam nicht, um für Eitelkeit und Übermut über Gebühr zu büßen, sie kam, um in Demut und Bescheidenheit zu lernen. Und diese Jugend weilt noch darin. Allabendlich um die Dämmerstunde, wenn die Orgel zu Gesang und Andacht ruft und Lehrer und Schüler sich im alten Wappensaale des Schlosses versammeln, ist es wohl, als ging es wieder um, und als husch es in den Korridoren auf und nieder, aber die leisen Klage- worte des Kurprinzen, der hier Schutz und Zuflucht suchte, das Kriegsgerichtsurteil, das hier gesprochen wurde, die Seufzer derer, die hier nach Licht und Freiheit rangen — alles verklingt doch als überwundene Dissonanz in dem vollen Brausen des Orgelchors, der eben jetzt das große Vertrauenslied in die Ratschlüsse Gottes anstimmt: Ein' feste Burg ist unser Gott.

⁴ In Schloß Köpenick befanden sich damals die „Demagogen“ in Untersuchungshaft. — Jetzt ist es Seminar.

Die Müggelsberge

Es rührt kein Blatt sich, alles schläft und
träumt,

Nur jezuweilen knistert's in den Föhren,
Die Nadel fällt — es ruht der Wald.

Scherenberg

Innichten des quadratmeilengroßen Wald- und Inseldreiecks, das Spree und Dahme kurz vor ihrer Vereinigung bei Schloß Köpenick bilden, steigen die „Müggelsberge“ beinah unvermittelt aus dem Flachland auf. Sie liegen da wie der Rumpf eines fabelhaften Wassertieres, das hier in sumpfiger Tiefe zurückblieb, als sich die großen Fluten der Vorzeit verliefen.

Die Müggelsberge sind alter historischer Grund und Boden und waren schon das „hohe Schloß“ dieser Lande, lange bevor die Wendenfürsten in die Spreegegenden kamen, und lange bevor sich Brenzibor an der Havel erhob. In vorrslawischer Zeit, in Zeiten, die noch keine Burgen kannten, waren sie die naturgebaute, wasserumgürtete Feste, die von germanischen Häuptlingen jener Epoche bewohnt wurde — der Sumpf ihr Schutz, der Wald ihr Haus.

Karl Blechen, „der Vater unsrer märkischen Landschaftsmalerei“, wie er gelegentlich genannt worden ist, hat in einem seiner bedeutendsten Bilder die Müggelsberge zu malen versucht. Und sein Versuch ist glänzend geglückt. In seinem Sinn für das Charakteristische ging er über das bloß Landschaftliche hinaus und schuf hier, in die Tradition und Sage der Müggelsberge zurückgreifend, eine historische Landschaft. Die höchste Kuppe zeigt ein Semnonenlager. Schilde und Speere sind zusammengestellt, ein Feuer flackert auf, und unter den hohen Fichtenstämmen, angeglüht von dem Dunkelrot der Flamme, lagern die germanischen Urbewohner des Landes mit einem wunderbar gelungenen Mischausdruck von Wildheit und Behagen. Wer die Müggelsberge gesehen hat, wird hierin ein richtiges und geniales Empfinden unsres Malers bewundern — er gab dieser Landschaft die Staffage, die ihr einzig gebührt. Ein Reifrock und ein Abbé in die verschnittenen Gänge eines Rokokoschlusses, eine Prozession in das Portal einer gotischen Kirche, aber ein Semnonenlager in das Waldbrevier der Müggelsberge!

Ihnen gilt jetzt unser Besuch.

Wir kommen von Schloß Köpenick, haben Stadt und Vorstadt glücklich passiert und schreiten nunmehr dem Gehölze zu, das bis über die Müggelsberge hinaus das ganze Terrain bedeckt. Es ist ein Forst und eine Heide wie andere mehr; Moos und Fichtennadeln haben dem Weg eine elastische Weiche gegeben, und nur die Baumwurzeln, die grotesk überall hervorlugen und uns wie böswillige Gnomen ein Bein zu stellen suchen, mahnen zur Vorsicht. Eine rechte Herbstesfrische weht durch den Wald. Der herbe Duft des Eichenlaubs mischt sich mit dem Harzgeruch der Tannen, und anheimelnd klingt es, wenn die Eichkätzchen von einem Baum zum andern springen und die Zweige mit leisem Knick zerbrechen. Dann und wann hören wir vom Fahrweg her den eigentümlichen Klinker- und Klankerton, an dem ein märkischer Bauernwagen auf hundert Schritt schon erkennbar ist. Die Halskette der beiden magern Braunen rasselt am Deichselhafen, die Sprossen klappern in den Leiterbäumen, die Leiterbäume wieder an den vier Wagenrungen, und gegen die Wagenrungen schrammt das Rad. Dazwischen das Hü und Ho des Kutschers und Schwammanpinken und Tabaksqualm und das Begegnungsbild ist fertig, das die märkische Heide zu bieten pflegt.

Schon mehrere solcher Fuhrwerke sind an uns vorübergekommen, und ihre Insassen haben jedesmal unsern Gruß erwidert in trägen, unverständlichen Lauten, wie einer, der aus dem Schlafe spricht. Jetzt aber verlassen wir den Fußweg, der neben der großen Fahrstraße hinlief, und biegen nach rechts hin in einen schmalern Pfad ein, der leise bergan steigend uns immer tiefer in die weiten und unmittelbar an den Fuß der Müggelsberge sich anlehnenden Waldreviere führt. Bald ist völlige Stille um uns her; wir haben in unsern Gedanken von Menschen und Menschenantliß Abschied genommen und fahren drum erschreckt zusammen, als wir plötzlich dreier Frauengestalten ansichtig werden, die mit halbem Auge von ihrer Arbeit aufblicken und dann langsam-geschäftig fortfahren, das abgefallene Laub zusammenzuharken. Die grauen Elfen, unter denen sie auf und ab schreiten, sehen aus wie die Frauen selbst, und ein banges, gespenstisches Gefühl überkommt uns, als wäre kein Unterschied zwischen ihnen, und als rasteten die einen nur, um über kurz oder lang die andern bei ihrer Arbeit abzulösen. Wir fragen

endlich, „ob dies der Weg nach den Müggelsbergen sei“, worauf sie mit nichts andrem als mit einer gemeinschaftlichen Handbewegung antworten. Einen Augenblick stutzen wir in Erinnerung an die wohlbekannten Drei von der Schottischen Heide, deren Wink oder Zuruf immer nur in die Irre führt; aber uns schnell vergegenwärtigend, daß die Türme Berlins nur ein paar Meilen in unserem Rücken liegen, folgen wir unter Dank und scheuem Kopfnicken der uns angedeuteten Richtung. Und siehe da, noch hundert Schritt, und es lichtet sich der Wald, und vereinzelte Tannen und Eichen umzirken einen Platz, in dessen Mittelpunkt ein Teich, ein See ruht.

Dieser See heißt der „Teufelssee“. Er hat den unheimlichen Charakter aller jener stillen Wasser, die sich an Bergabhängen ablagern und ein Stück Moorland als Untergrund haben. Die leuchtend-schwarze Oberfläche ist kaum gekräuselt, und verwaschenes Sternmoos überzieht den Sumpfgürtel, der uns den Zugang zum See zu verwehren scheint. Er will ungestört sein und nichts aufnehmen als das Bild, das die dunkle Bergwand auf seinen Spiegel wirft. Der Teufelssee hat auch seine Sage von einem untergegangenen Schloß und einer Prinzessin, die während der Johannismacht aufsteigt und die gelben Teichrosen des Sees an den Saum ihres schwarzen Kleides steckt. Die Kuhjungen aus Müggelsheim, die hierherum ihre Herden durch Wald und Sumpf treiben, haben das alles mehr denn einmal gesehen und das Knistern ihres Seidenkleides gehört; wir aber, die wir die Johannismacht sträflich versäumt haben und erst um die Mitte Oktober in diese Gegenden kommen, müssen uns begnügen, den drei harkenden Frauen begegnet zu sein, die so trefflich zur Herbstlandschaft stimmten und spukhaft genug waldeinwärts zeigten.

Unmittelbar hinter dem Teufelssee erheben sich die Müggelsberge. Wir verschmähen den bequemen Weg, der sich hinaufschlängelt, und nehmen den Berg auf geradestem Wege wie im Sturm. Oft zurückgleitend, wo die abgefallenen Kiennadeln am dichtesten liegen, und im Zurückgleiten einen Birkenstrauch oder eine junge Tanne fassend, so dringen wir mutig vor, jede Stelle preisend, an der raschelndes Eichenlaub statt der glatten Nadeln zu unsern Füßen liegt. Nun aber haben wir's überwunden, das Erdreich wird feuchter, Treppeneinschnitte und Rasenbänke gönnen uns abwechselnd einen Halt und eine Raft, und endlich eine dichte Hecke durch-

brechend, die fast schon am Grat des Berges entlangläuft, haben wir das Ziel unserer Wanderschaft erreicht — die Höhe der Müggelsberge.

Diese Müggelsberge repräsentieren ein höchst eigentümliches Stück Natur, abweichend von dem, was wir sonst wohl in unserem Sand- und Flachlande zu sehen gewohnt sind. Unsere märkischen Berge (wenn man uns diese stolze Bezeichnung gestatten will) sind entweder einfache Regel oder Plateau-Abhänge. Nicht so die Müggelsberge. Diese machen den Eindruck eines Gebirgsmodells, etwa als hab es die Natur in heiterer Laune versuchen wollen, ob nicht auch eine Urgebirgsform aus märkischem Sande herzustellen sei. Alles en miniature, aber doch nichts vergessen. Ein Stock des Gebirges, ein langgestreckter Grat, Ausläufer, Schluchten, Kulme, Kuppen, alles ist nach Art einer Reliefkarte vor die Tore Berlins gelegt, um die flachländische Residenzjugend hinausführen und ihr über Gebirgsformationen einiges ad oculos* demonstrieren zu können.

Wir haben den Grat ohngefähr in seiner Mitte erreicht, wo er mehr eine muldenartige Vertiefung als eine Erhöhung zeigt. Die Kuppen befinden sich an den vorgeschobeneren Punkten, so daß der ganze Berg einem ausgedehnten alten Schloßbau gleicht, der hohe Erker und Altane, vor allem aber ein paar abgestufte Ecktürme an seinen zwei Siebelseiten trägt. Diese West- und Ostkuppe der Müggelsberge gestatten die weiteste Aussicht ins Land hinein. Besonders die Westkuppe. Über den Rücken des Berges hin schreiten wir dieser letzteren zu.

Der Weg führt durch dichtes Gehölz, das wie ein grüner Wandschirm dasteht und nach keiner Seite hin einen Durchblick gestattet. Die Bäume selbst sind noch jung, und nur alle fünfzig Schritte begegnen wir einigen halberstorbenen Eichen, von denen es schwer zu sagen ist, was sie vor der Art des Holzschlägers gerettet haben mag, ihr hohes Alter, ihre malerische Schönheit, oder eine abergläubisch-pietättsvolle Rücksicht gegen das Geschlecht der Spechte, die darin wohnen und auf den Müggelsbergkuppen in ähnlicher Weise heimisch sind, wie die Raben und Dohlen auf den Kirchtürmen alter Städte. Sie zimmern sich mit geschäftigem Schnabel ihre soliden Nester in das harte Holz und machen, vielleicht aus Geselligkeits-

* vor Augen.

trieb, jeden einzelnen Stamm zu einer Art Familienhaus. Oft fünfzig Nester in einem Baum. Überall huscht es heraus und hinein, pickt und kreischt, und im Vorübergehen grüßen wir ein paar alte Spechte, die aus ihren Löchern hervorklugen und neugierig sind zu erfahren, ob Freund oder Feind im Anzuge sei.

So erreichen wir nach kurzem Gang unser Ziel, eine kahle, kreisrunde Plattform. In der Mitte liegen verkohlte Scheite von einem Feuer, das erst gestern gebrannt zu haben scheint; sonst alles Sand und Kiennadeln und dicht am Abhang eine einzige Distel. Die Kiefern und Fichten, die bis dahin als dichtes Gebüsch zu beiden Seiten des Weges standen, hier haben sie sich abwärts gezogen und ragen nur noch mit ihren Gipfeln über das Plateau hinweg. In einem Niesenfranze von dunklen Nadeln bewegt sich's um uns her, und nur eine einzige Kiefer, ein schlanker, hellroter Stamm, der stolz wie eine Pinie dasteht, ragt noch hoch auf, als ob es ein Flaggenstock wär, und streckt seine grüne Krone wie ein Wahrzeichen weit ins Land hinein.

Wir lehnen uns an den Stamm des schönen Baumes und blicken westlich auf die Bilder modernen Lebens und lachender Gegenwart. Aus der Sand- und Sumpfwüste früherer Jahrhunderte wurde hier längst ein Park- und Gartenland, und Dörfer und Städte wachsen heiter mit ihren roten Dächern und Giebeln aus allen Schattierungen des Grün hervor. Die Türme der Hauptstadt, die graugelben Wände des Köpenicker Schlosses, beide leuchten im Schein der untergehenden Sonne. Fabrikshornsteine begleiten den Lauf des Flusses, und hoch über den weißen Segeln der Rähne, die geräuschlos stromabwärts ziehen, steht bewegungslos die schwarze Wolke der Essen und Schlote. Leben überall, kein Fußbreit Landes, der nicht die Pflege der Menschenhand verriete.

Wir haben das heitere Bild in Aug und Seele aufgenommen und wenden uns jetzt, um nach der entgegengesetzten Seite hin in die halb im Dämmer liegende östliche Landschaft hineinzublicken. Welch Gegensatz! Die Spree zieht den Müggelsee wie einen breiten Spiegelkristall an ihrem schmalen, blauen Bande auf, und die Dahme buchtet sich immer weiter und breiter landeinwärts und schafft Inseln und Halbinseln, soweit unser Auge reicht. Auf Quadratmeilen hin nur Wasser und Wald. Nichts, was an die Hand der Kultur erinnerte. Nicht Weg, nicht Steg und keine andere Fahrstraße sicht-

bar als das verwirrende Flußnetz, das sich durch die scheinbar endlosen Forstreviere zieht. Kein Hüttenrauch steigt auf, keine Herde weidet an den Ufern entlang, und nur eine Fischmöwe schwebt satt und langsam über dem Müggelsee. Sand und Sumpf, und Wasser und Wald; es ist hier, wie es immer war, und während jetzt die Abendnebel von den Seen heraufsteigen und ihre Schleier auch um den Rand der Kuppe legen, auf der wir stehen, ist es, als stiege die alte Zeit mit aus der Tiefe herauf, und die Müggelsberge sind wieder, wie sie die künstlerische Phantasie gesehen. An den knorrigen Ästen hängen wieder Schilde, wie Mulden geformt, und lange Speere von Eschenholz stehen daneben, einzeln und in Gruppen zusammengestellt. Die verkohlten Scheite vor uns sind nicht länger mehr verkohlt, sie treiben wieder Flammen, und um die brennenden Scheite herum lagern, ihre Leiber mit Fellen leicht geschürzt, die Gestalten unsers märkischen Malers und Meisters — die Semnonen.

Wie gebannt hält uns das Bild, bis ein Geräusch uns weckt. Ein Vogel, der in dem Zweigwerk der Fichte gefressen hatte, war aufgestiegen, und sein Geschrei von Zeit zu Zeit wiederholend, flog er jetzt dem dichteren Gehölz des Berges zu. Es war ein Pirol, der nordische Wundervogel. Sein gelbes Gefieder fing die letzten Strahlen der Abendsonne auf; dann stieg er in das unter ihm liegende Dunkel der Tannen nieder.

Das Nebelbild war hin, die Aussicht wieder frei, die Scheite wieder verkohlt; von den Dörfern her aber klang die Betglocke, die den Abend einläutete.

Der Müggelsee

Statt ist der See, stumm liegt die Flut
So still als ob sie schlief,
Der Abend ruht wie dunkles Blut
Rings auf der finstern Tiefe;
Die Vinsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise. Schreyler

Die Spree, sobald sie sich angesichts der Müggelsberge befindet, bildet oder durchfließt ein weites Wasserbecken: die Müggel oder den Müggelsee, der mit zu den größten und schönsten unter den märkischen Seen zählt.

Da, wo die Spree den Müggelsee betritt und ebenso da, wo sie ihn wieder verläßt — also durch die ganze Länge des Sees voneinander getrennt — erheben sich die beiden einzigen Dörfer dieser Gegenden: Rahnsdorf und Friedrichshagen; jenes ein altes Dorf, das mutmaßlich bis in die Wendenzeit zurückreicht, dies eine Kolonie aus der Zeit des großen Königs, der es sich zur Aufgabe stellte, die bis dahin unbewohnten Müggelforsten oder, was dasselbe sagen will, die große Waldinsel zwischen der deutschen und wendischen Spree zu kolonisieren.

Rahnsdorf und Friedrichshagen blicken mit ihren schmucken roten Dächern auf den See hinaus, aber es sind nicht eigentliche Seedörfer; sie liegen am Ufer der Spree, nicht am Ufer der Müggel. Am Müggelsee selber, den nichts wie Sandstreifen und ansteigende Fichtenwäldchen einfassen, erhebt sich oder erhob sich wenigstens in den sechziger Jahren, als ich den See zum ersten Male sah, ein einziges Haus: die Müggelbude. Auf einer vorspringenden Sanddüne gelegen, die sich vom Westufer aus in die Müggel hinein erstreckt, ist sie oder war sie der geeignetste Punkt, um den See und seine Ufer zu überblicken.

Ebendiese Müggelbude, nach der von Köpenick aus ein reizender Spaziergang durch den Wald führt¹, ist Leuchtturm, Fischerwoh-

¹ Parallel mit diesem Wege, der sich durch die Heide zieht, läuft die Spree, hinter Bäumen verborgen. An einigen Stellen des Weges, und zwar in der Richtung auf den Fluß zu, hat man den Wald gelichtet und nur gerade noch Bäume genug am Ufer hin stehen lassen, um als grüner Schirm für die Spree zu dienen. Diese stehengebliebenen Bäume sind

nung und Fährhaus zugleich, aber vor allem ist sie doch Gasthaus. Sie ist es nach jenem überall hervortretenden Gesetze, welches in unwirtbaren Gegenden ein jedes einzeln stehende Haus zum Gasthause macht. Die oft angerufene und oft gewährte Hilfe führt schließlich dazu, die Hilfe zu einem Geschäft zu machen. So auch die Müggelbude. Freilich ist es ein wild-ervogenes Geschlecht, das hier anpocht, um Unterkommen oder Hilfe zu finden, und der Fährmann, der erfahren haben mag, daß uns das Unglück nicht bloß zu seltsamen Schlafkameraden führt, sondern uns auch umgekehrt ebenso seltsame Schlafkameraden bringt, hat wohlweislich Vorkehrungen getroffen, um sein eigentliches Haus vor ihnen sicherzustellen. Seine Müggelbude repräsentiert ein „Gasthaus erster Klasse“; für die Unbekannten und Schlechtlegitimierten aber hat er abwärts auf dem untersten schmalen Uferstreifen eine Art Schiffergetto aufgeführt. Hier auf einem Terrain, das sich See und Sand beständig streitig machen, erheben sich flachgewölbte Holzhütten, die sich bei näherer Besichtigung als austrangierte Schiffskajüten erweisen. Durch die halb offenstehende Tür gewinnt man Einblick in das Innere derselben: auf vier hohen Pfosten ruht ein roh zusammengenagelter Kasten, groß genug für zwei oder drei Schläfer, und mit nichts ausgestattet als mit etwas niedergelegenem Stroh. Das ist alles, was die Gastlichkeit der „Dependance“ der Müggelbude bietet. Und doch muß es hier ein wunderbares Schlafen sein, wenn in Winternächten die glitzernden Sterne durch die halbhandbreiten Ritzen in dies Schlafgemach hineinblicken und der See, als woll' er sich warm schlagen, seine Wellen bis an die hoch aufgezimmerte Bettlade treibt. Schade nur, die Schifferknechte, die hier einen Unterschlupf suchen und finden, sind wohl die letzten, sich dieses Zaubers zu freuen.

Die Müggelbude steht hoch, ihr zu Füßen aber zieht sich ein Sandgürtel, der nach vorn hin aufs neue steil abfallend, den See in seiner ganzen Ausdehnung umzirkelt. Auf diesem Sandgürtel nehmen wir Platz, und eine knorrige Kiefer im Rücken, deren vorgebeugter ziemlich hoch, aber die Masten der Spreekähne sind doch noch höher, und so wachsen denn die Obersegel der vorüberkommenden Schiffe weit über die grünen Kronen hinaus. Was diesen Anblick doppelt schön macht, ist, daß die Kiefern am jenseitigen Ufer etwas höher stehn und nun wiederum ihrerseits einen dunklen Hintergrund für die Segel bilden. Wer im Zwielicht hier des Weges kommt, glaubt weiße Riesenvögel langsam und geräuschlos über und an den Wipfeln hinschweben zu sehn.

Schirm schon halb über dem Wasser schwebt, sitzen wir jetzt auf einer Art Moos- oder Erdbank und blicken auf die weite Wasserfläche hinaus, die leise brandend ihre Wellchen bis unter unsre Füße schiebt. Der See gleicht hier einem Haß, und sooft die Wellen zurückrinnen, blinken die weißen Muscheln, die das bewegte Wasser ans Ufer geworfen.

Es freut das Herz, so an der Müggel zu sitzen und die leise Musik von Wald und Wasser um sich her, die Stunden zu verträumen. Die Sonne sinkt, und das Bild, das beim ersten Anblick aller eigentümlichen Schönheit unerachtet eine gewisse Monotonie zeigte, gewinnt mehr und mehr Gewalt über uns und spinnt uns in den alten Müggelzauber ein. Die Rähne mit ihrer weißen Kalksteinladung, deren aufgeschichtete Blöcke das Kajütendach in ein kleines Kastell verwandeln, ziehen geräuschlos vorüber, die Dächer des gegenüberliegenden Rahnsdorf glühen noch einmal auf, und der See selber wechselt von Minute zu Minute seine Stimmung und seine Farbe. Aber mit halbem Auge nur verfolgen wir das Farbenspiel; unser Auge richtet sich immer wieder nach rechts hin, wo die Müggelberge steil aufsteigen und ihre wachsenden Schatten bis weit in den See hineinwerfen. Ein dünner Nebel zieht um den Berg, und wenn es dann und wann aufblüht, fahren wir zusammen und blicken nach der Prinzessin aus, der zweiten Prinzessin dieser Gegenden, von der es heißt, sie käm allabendlich mit vier goldfarbenen Pferden von den Müggelbergen herab, um die Durstigen im See zu tränken. Sie kommt freilich nicht, und auch der große Heuwagen bleibt aus, der von vier weißen Mäusen gezogen der Prinzessin entgegenfährt, um ihr den Weg zu sperren, aber eingewiegt in phantastisches Träumen könnte jetzt eine ganze Zauberwelt vor uns ausgeschüttet werden, wir würden ihre Wunder ohne Verwunderung entgegennehmen. Die Müggel und ihre Ufer sind Märchenland.

Noch einmal fährt ein Blutstreifen über den See; nun aber schwindet die Sonne, beinah plötzlich bricht die Dämmerung herein, und bleifarben liegt die weite Wasserfläche da. In seiner Mitte beginnt es wie ein Kreisen, wie ein Quirlen und Tanzen; sind es Nebel, die aufsteigen? Oder sind es die alten Müggelhexen, die lebendig werden, sobald das Licht aus der Welt ist?

Der Fährmann von der Müggelbude hat sich zu mir gesetzt, und ich bringe jetzt in ihn, mich über den See zu fahren, aber statt jeder

Antwort zeigt er nur auf eine grauweiße Säule, die mit wachsender Hast auf uns zukommt. Wie geängstigte Schwäne fahren die Wellen der Müggel vor ihr her, und während ich meinen Arm fester um die Fichte lege, bricht vom See her ein Windstoß in Schlucht und Wald hinein und jagt mit Seklaff und Gepfeif durch die Kronen der Bäume hin. Einen Augenblick nur, und die Ruh ist wieder da, — aber die Bäume zittern noch nach, und auf dem See, der den Anfall erst halb überwunden, jagen und haschen sich noch die Wellen.

Die Müggel ist böß. Es ist, als wohnten noch die alten Heidengötter darin, deren Bilder einst die Hand der Mönche von den Müggelbergen herab in den See warf. Die alten Mächte sind besiegt, aber nicht tot, und in der Dämmerstunde steigen sie herauf und denken, ihre Zeit sei wieder da.

Rahnsdorf

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab.

Rahnsdorf liegt der Müggelbude gegenüber, ziemlich nah jener malerischen Stelle, wo die Spree von Osten her in die Müggel eintritt.

Die frühesten Nachrichten über dies Dorf gibt das Landbuch vom Jahre 1375, nach welchem Rahnsdorf an Schloß Köpenick einen Schoß oder Zins für die Fischereigerechtigkeit auf dem See zu zahlen hatte. So ging es durch Jahrhunderte hin. Erst 1722 kam es durch Tausch an den damals alle Territorien an der Nordostecke der Müggel innehabenden Geheimen Oberfinanzrat von Marschall, bei dessen Nachkommen es bis 1832 verblieb. In letztgenanntem Jahr erwarb es Heinrich von Treskow auf Dahwitz, in dessen oder seiner Familie Besitz es sich auch gegenwärtig noch befindet.

Rahnsdorf hatte seiner schönen Lage halber immer eine Anziehungskraft für die Residenzler, die hier in einer zerstreuten Villenkolonie die heiße Jahreszeit, insonderheit auch die Ferienwochen ihrer Kinder zuzubringen liebten.

Im Geleite solcher Sommergäste befand sich in den letzten fünfziger Jahren auch ein hübscher, hoch aufgeschossener Blondkopf, von dem ich in nachstehendem erzählen möchte. Er war ein Wildfang, eitel und übermütig, und über den See schwimmen oder bei heraufziehendem Unwetter einen Kahn nehmen und windan rudern, all das zählte so recht eigentlich zu seinem Ferienglück. Einmal wollte man's verbieten, aber einer der zufällig anwesenden Freunde des Hauses legte sich ins Mittel und sagte: „Wozu verbieten? Glauben Sie mir, es ist gleichgültig, was wir tun. Es gibt keine Sicherheiten und eigentlich auch keine Unsicherheiten. Unser Schicksal findet uns und faßt uns zu bestimmter Zeit und an bestimmter Stelle.“

Dies sollte sich im Leben und Tod Alexander Anderssens bewähren.

Alexander Anderssen

Fähnrich im 4. Ulanenregiment

Erschossen zu Thionville am 29. Oktober 1870

Alexander Anderssen, der Blondkopf, dessen die vorstehenden Zeilen erwähnten, ward am 19. November 1847 zu Berlin geboren. Mit dem zehnten Jahre kam er auf das Werdersche Gymnasium. Von früh auf zeigte er den Charakter, dem er bis zu seiner letzten Stunde treu blieb: Er war nervös und energisch, lebhaft und verschlossen zugleich. „Nur nichts verraten“ bildete die Devise seines Lebens, und Diskretion war die vornehmste seiner Tugenden. Gleichgültig gegen Lob, war ihm der Tadel beinah erwünscht, sicherlich dann, wenn er ihm eingebildet oder wirklich das Gefühl seiner Unschuld entgegensetzen konnte. Mit Passion nahm er Dinge auf sich, die seine Kommilitonen verschuldet hatten; kam Strafe, so desto besser. Man kann von ihm sagen, daß er von Jugend auf die Leidenschaft des Martyriums besaß. All das kleidete ihm aber, weil es nichts Angeflogenes, sondern der Ausdruck seiner Natur war. Was vollends verföhnte, war, daß er nie feige umkehrte oder vor den Folgen seiner Handlungsweise erschrak.

1867 verließ er Berlin, um in Heidelberg Jura zu studieren. Es waren die ersten Semester, und sie verliefen wie erste Heidelberger Semester zu verlaufen pflegen. Pedelle und Nachtwächter wußten alsbald von ihm zu erzählen, mehr noch die Schauspielerinnen, insonderheit die, denen er sich gemüßigt sah, seine Gunst zu entziehen. In einem allerschlimmsten Falle, der ihn dann schließlich auch bis an die Grenze der Relegation brachte, ging er so weit, sich auf die Brüstung des ersten Ranges zu schwingen und höhnisch in den Applaus des enthusiastischen Hauses einstimmend, mit seinen Füßen Beifall zu klatschen.

Eine weitere Unterbrechung, die seine Studien erlitten, wenn von Unterbrechung überhaupt die Rede sein konnte, waren die Duelle, die gelegentlich in etwas zeitraubender Weise vor sich gingen. So ward eins derselben, das zwischen Königsberg und Heidelberg kontrahiert worden war, halben Weges, und zwar in Berlin ausgefochten. Jeder Partner machte per Schnellzug achtzig Meilen; Rendezvous: Hasenheide. Man rieb sich den Schlaf aus den Augen und

schoß sich. Die Kugeln gingen in die Luft. Aber wenn er seinen Gegner auch nicht getroffen hatte, so traf er dafür — eine Stunde später Unter den Linden — seinen Vater, der einigermaßen überrascht war, den im Heidelberger Kolleg Vermuteten an dieser Stelle zu finden.

Ein anderes Vorkommnis dieses Studienjahres mag hier noch erzählt werden, weil es das heitere Gegenstück zu jenem Unternehmen ist, das zwei Jahre später seinem Leben ein Ende machte. Wer sich der Mühe unterziehen will, zwischen den beiden Fällen zu vergleichen, wird sie bis in die kleinsten Züge hinein gleich finden. Nur die Zeitläufte waren anders geworden. Und daran ging er zugrunde.

Der Sommer 1868 war der Pariser Ausstellungssommer. Ende Juni, an der Table d'hôte eines Heidelberger Hotels sitzend, hörte er, wie der in den Salon tretende Oberkellner mit lauter Stimme anfragte: „Ein Zwei-Tage-Billett für Paris: Wer der Herren . . .“ „Ich“, klang es von der entgegengesetzten Seite der Tafel her, und eine Viertelstunde später (es war höchste Zeit) saß unser Studiosus juris bereits im Kupee und dampfte auf Paris zu. Wie er ging und stand, hatte er die Reise angetreten. Auch ohne Geld. Die paar Gulden, die er bei sich führte, waren schon verausgabt, eh er noch in den Pariser Ostbahnhof einfuhr. Er liebte es, alles vom Moment und seinem guten Glück abhängen zu lassen. Und siehe da, in Paris ließ es ihn nicht im Stich. Einer der ersten, denen er auf dem Boulevard des Italiens begegnete, war ein Heidelberger Freund, Sohn eines reichen Industriellen, der willfährig mit seiner Reisekasse aushalf, mutmaßlich auch seine Wohnung zur Verfügung stellte. Die erborgte Geldsumme wurde gewissenhaft geteilt, und die eine Hälfte in Wäsche, Hut und Handschuhen, die andere in Cabfahrten und Soupers bei Vervy und den Frères Provencaux angelegt. Ob er die Ausstellung besuchte, ist mindestens zweifelhaft. Am zweiten Tage war er pünktlich am Bahnhof, um die Rückreise anzutreten; plötzlich aber, ganz nach Art eines kühnen Hasardeurs, von der unbezwinglichen Neigung erfaßt, sein Glück noch einmal zu versuchen, trat er an den Schalter, ließ sein Billett abstempeln und blieb. Er mochte — und nicht ganz mit Unrecht — davon ausgehen, daß nur von seiten des Kassenmannes eine exakte Prüfung des Billetts zu gewärtigen, von dem im Momente der Abfahrt aber die Kontrolle führenden Schaffner nicht allzuviel Böses zu befürch-

ten sei. Auf diesen Kalkül hin dehnte er seinen Pariser Aufenthalt um weitere drei Tage, will sagen bis zur Erschöpfung der letzten Ressourcen aus, sah auch in bezug auf Kondukteurkontrolle seine Berechnungen glänzend gerechtfertigt, und gelangte glücklich bis Straßburg. Hier erst von der französischen auf die deutsche Bahn übergehend, wurde die Sache bemerkt und die Weiterfahrt verweigert. Aber so nah am Hafen, wollt unser Freund sein Schiff nicht scheitern lassen. Er verließ den Perron, stellte sich auf die entgegengesetzte Seite der Wagenreihe, riß im Moment der Abfahrt eine Kupeetür auf und sprang hinein. So kam er nach Karlsruhe, hungrig und keinen Kreuzer in der Tasche. Gleichviel, bis hierher reichten die Heidelberger Beziehungen und — terra firma * war wieder unter seinen Füßen.

Noch im selben Jahre (Herbst 1868) ging er behufs Absolvierung seines Militärjahres in die Heimat zurück. Er trat bei den Fürstenwalder Ulanen ein. Das kavalleristische Leben, das Reiten und Pistolenschießen, das Straffe des Dienstes und daneben die fecke, mit der Gefahr spielende Ungebundenheit der freien Stunden, das alles entsprach so recht dem Hange seiner Natur. Kein Wunder also, daß er am Schluß seines Volontärjahres erklärte, das Rechtsstudium aufgeben und die Frische des Daseins weiter genießen zu wollen. Er blieb Soldat, trat von den 3. (Fürstenwalder) zu den 4. (Schneidemühlener) Ulanen über, machte seine Avantageurzeit durch und war bei Ausbruch des siebenziger Krieges Fähnrich im letztgenannten Regiment. Anfänglich bei der Ersatzschwadron verblieben, traf er erst am 15. September in der Meßer Bernierungslinie ein, machte Anfang Oktober eins der im Norden stattfindenden Gefechte mit, zeichnete sich durch Bravour aus und sollte am 16. Oktober vor der Front belobt und zum Offizier ernannt werden, als auf den Anruf des Regimentskommandeurs: „Fähnrich Anderssen!“ die Antwort gegeben werden mußte: „Fehlt seit gestern.“ Jener Schritt war geschehen, der nicht mehr zurückgetan werden konnte und mit dem Tode endete. Im übrigen sei dem noch zu Erzählenden vorausgeschickt, daß er auch hier wieder auf dem Punkte stand, der leichtsinnig herausbeschworenen Gefahr, voll echten Spielerglücks, zu entgehen. Eine Bagatelle entschied schließlich zu seinen Ungunsten. Hören wir wie:

* fester Boden.

Das Regiment lag mit einigen Eskadrons in Garsch, zwischen Mez und Thionville. Hier befand sich auch Anderssen, der in dem Hause des Maires ein gutes Quartier gefunden hatte. Auch ein angenehmes, denn er stand auf bestem Fuß mit dem Wirt und allen Insassen des Hauses, besonders mit den Kindern, mit denen er, gütig und lebhaft wie er war, zu spielen und zu scherzen liebte. Am 15. Oktober fuhr Mr. Bauer (Name des Maires) mit einem leichten Ackerwagen aus seinem Gehöft auf die Dorfstraße, und unsres Fähnrichs ansichtig werdend, der rittlings auf einem Reisigbündel sitzend eben Spielzeug für die Kinder schnitzte, rief er demselben zu:

„Wollen Sie mit?“

„Wohin?“

„Thionville.“

„Gewiß!“

Ehe zwei Minuten um waren, hatte der Angerufene mit der ihm eigenen Raschheit des Entschlusses die Kleider gewechselt und fuhr nun in blauer Bluse neben seinem Quartiergeber sitzend, plaudernd und rauchend auf Thionville zu. Ohne Aufenthalt oder Schwierigkeit ging es über die Festungsbrücke fort in das Tor hinein, bis der Wagen inmitten der Stadt vor dem vielbesuchten Café Luxembourg hielt. Das Publikum desselben, so wenigstens haben später eingezogene Erkundigungen ergeben, scheint unsern Anderssen gleich von Anfang an in seiner Verkleidung erkannt, an dieser Entdeckung aber nicht den mindesten Anstoß genommen zu haben. Im Gegenteil. Mit Vorliebe wandte man sich ihm zu, eine Mitteilung, die alle diejenigen am wenigsten überraschen wird, die persönlich in der einen oder andern Eigenschaft auf dem Kriegsschauplatz anwesend waren. Denn gerade diese werden aus eigener Anschauung wissen, daß Heitres und Friedlich-Freundliches beständig in den furchtbaren Ernst des Krieges hineinwuchs und nur allzuoft in geradezu verführerischer Weise den einen oder andern Teil vergessen lassen konnte: Dort steht dein Feind. Die Vorposten beispielsweise lebten sich kameradschaftlich miteinander ein, tranken sich zu, erwiesen sich kleine Dienste, bis dann plötzlich wieder — oft launenhaft und nach dem Voraufgegangenen durchaus unmotiviert — eine Gewehrsalve dazwischenfuhr und die Situation aufs neue klarlegte. So ähnlich scheinen die Dinge an jenem 15. Oktober auch in Thionville verlaufen zu sein. Der Nachteil, der der Stadt aus einem mit scharfem

Appetit frühstückenden und mit der Dame du comtoir lebhaft plaudernden Prussien erwachsen konnte, war gering, der Vorteil aber lag auf der Hand, denn man hörte doch dies und das und sah das ewige Einerlei der Tage durch einen Zwischenfall unterbrochen, der in seinem leck-abenteuerlichen Aufstuz nur um so unterhaltender wirkte. Die Nachrichten hierüber mögen nicht in allen Stücken zuverlässig sein, aber soviel wenigstens wird mit Bestimmtheit erzählt, daß die Café-Luxembourg-Gäste unter scherzhaftem Hinweis auf seine Bluse unsrem Fähnrich zugerufen hätten: „Passen Sie auf.“ Er nahm es aber leicht und mocht es leichtnehmen, denn in der That, das Glück schien gewillt, für seinen Liebling noch einmal all und jedes zu tun. Nichts Störendes intervenierte, der Wagen fuhr wieder vor, Wirt und Einquartierung nahmen auf dem Vorderstuhl ihren alten Platz, und nach dem Café zurückgrüßend, fuhren beide die Straße hinunter auf das Mezer Tor zu, um noch vor Dunkelwerden Garsch zu erreichen. Alles ging gut; erst im letzten Moment gebar sich das Unheil. Hart am Tor, da, wo nach rechts hin die Straße in eine schmale, halb von der Stadtmauer gebildete Gasse abbiegt, stand ein Wirtshaus, aus dem der Lärm heiterer Gäste herüberklang. Einige standen an den offenen Fenstern und grüßten mit den Deckelkrügen. „Noch einen Abschiedstrunk“, rief Anderssen und legte die Hand auf die Leine. Der Maire war gutmütig genug, nachzugeben, man hielt, und im nächsten Moment waren beide mit unter den Gästen. Was hier nun geschah, ist unaufgeklärt geblieben; zehn Minuten später aber sah sich Anderssen als preussischer Spion und Mr. Bauer als sein Komplize verhaftet. Die Bierhausbevölkerung war eben eine andere als die im Café Luxembourg. Im allgemeinen wird man sagen können: Alles wohl etabliert Imperialistische trug uns im stillen Sympathien entgegen. Alles gambettistisch Republikanische stand gegen uns.

Unter dem Jubel Hunderter, die mit jedem Schritt anwuchsen, wurden die beiden Gefangenen nach dem Arresthause gebracht.

Am 24. trat ein Kriegsgericht zusammen, das über den Fall aburteilen sollte. Trotzdem diesseitig ein die „exzentrische Natur“ des Angeklagten ebenso wahrheitsgemäß wie geflissentlich hervorhebendes Schreiben an den Kommandanten von Thionville, Oberst Turnier, gerichtet worden war, sah sich das Kriegsgericht dennoch nicht veranlaßt, eine mildere Beurteilung des Falles eintreten zu lassen.

Es kommt es nicht, weder nach Lage des Gesetzes noch der Situation. Am 29. früh, am Tage nach der Kapitulation von Mex, wurde das auf „Tod durch Erschießung“ lautende Urteil vollstreckt. Das gleiche Los traf seinen Wirt Mr. Bauer. Alles, was noch zu erzählen bleibt, ergibt sich am besten aus einzelnen Schriftstücken, die vorliegen:

Zwei Briefe Anderssens an seinen Vater, und ein amtliches Schreiben des Obersten Turnier an den Kommandanten des 4. Ulanenregiments. Ich gebe diese Schriftstücke:

„Lieber Papa! Ich schreibe Dir und wünsche, daß Du zuerst diesen Brief liest, um Mama vorbereiten zu können. Das Kriegsgericht hat gesprochen. Ich bin zum Tode verurteilt. Ich kann mir Deinen Kummer denken; ich fühle es recht, mein lieber Papa. Du bist stets so gut zu mir gewesen! Ich hab' es Dir nie genügend gedankt. Es ging mir zu gut. Jetzt, wo ich in meiner Zelle sitze und diesen Brief auf den Knien schreibe, fühl' ich erst, was ich an Euch verliere. Jetzt, wo es zu spät ist, erkenn' ich, was Ihr mir gewesen seid. Es rührt mich, wenn ich daran denke, mit welcher Freude Du mir den geringsten Wunsch erfüllt hast, und wie Mama für mich sorgt. Wer hätte das gedacht, lieber Papa, als wir uns zuletzt auf dem Bahnhof in Berlin sahen, daß wir uns nie wiedersehen würden? Das ist eine schreckliche Strafe für mich! . . . Ich bin hier allein, ohne einen Menschen, der ein Herz für mich hat; welche Sehnsucht hab' ich, Euch zu sehen. Ich hab' an den Prokurator der Republik geschrieben, daß mir das Medaillon und zwei Briefe von Euch, die ich bei mir hatte, im Gefängnis gelassen würden. Man hat sie mir geschickt . . . Die Stadt ist zerniert . . . Es ist mir rätselhaft, wie ich auf diese Tollkühnheit gekommen bin.

Der Kommissar der Republik, ein Offizier der Garde mobile, besucht mich alle Tage und hat mir versprochen, Briefe, die ich verschlossen abschicken will (d. h. ohne daß sie jemand vorher liest), für mich zu besorgen. Auch wird er die Sachen, die ich mitgebracht habe, Euch zukommen lassen. Es sind dies: Uhr, Kette mit Petschaft, Medaillon und Kompaß, eine Briestafche, Notizbuch, Zigarrentasche und mein Taschenmesser, der vielgenannte ‚Rippespeer‘. Wenn es nicht früher geht, werdet Ihr sie nach dem Kriege bekommen. Da das Geld, was ich mitgebracht habe, nicht reichen wird, so werd' ich eine Bescheinigung zurücklassen für das, was man für mich aus-

gelegt hat. Sei so gut und gib meinen kleinen Revolver an Dr. Stich. Er soll ihn als Andenken behalten, den ‚Rippespeer‘ auch. Meine andern Sachen werden Euch wohl vom Regimente zugeschickt oder später gegeben werden. Meinen letzten Brief hab' ich am 15. geschrieben und Dich gebeten, mir eine neue Uniform zu schicken. Als ich den Brief schrieb, hab' ich nicht gedacht, daß ich drei Stunden später in Thionville sein würde. Es ist merkwürdig, wie dieses Geschick so plötzlich über mich hereingebrochen ist. Wenn ich wenigstens vorher mir Zeit genommen hätte, nachzudenken und mich auf die Folgen gefaßt zu machen. Ich könnte wenigstens sagen, es sei meine Schuld. Es wär aber dann gar nicht passiert. Ich wundre mich selbst, daß ich keinen Menschen um Rat gefragt habe; man hätte mir doch entschieden abgeraten. Es ist aber auch möglich, daß ich es trotzdem getan hätte; dann würd' ich mir noch mehr Vorwürfe machen. Ich kann mir nicht klarwerden darüber. Das Ganze ist nicht weniger sonderbar, als wenn ich jetzt plötzlich bei Euch sein würde. Was man nur bei meinem Regimente davon denkt! Auf alle Fälle wär' ich noch vor das preußische Kriegsgericht gekommen. Es wär aber doch besser gewesen, ich hätte Euch wenigstens wieder-gesehen.

Ich bin verurteilt worden nach dem Artikel 207, der wörtlich lautet: *Est puni de mort tout ennemi, qui s'introduit déguisé dans une place de guerre** etc. Man hat keine mildernde Umstände anerkannt.

Ich nehme jetzt Abschied von Euch, meine lieben Eltern. Es ist mir recht traurig zumute. Ich weiß, daß Ihr mir verzeihen werdet. Es wäre so schön, wenn wir uns wieder sähen! Wenn ich aus dieser Lage gerettet worden wäre, ich hätte mich bemüht, mich stets dankbar gegen Euch zu bezeugen. Es wird mir so schwer ums Herz, daß ich so weit von Euch auf so traurige Weise aus dem Leben scheiden muß. Dieser Brief ist wahrscheinlich der letzte, den Ihr von mir empfangt. Grüße alle Bekannte, Stich, Wilhelm, Wally und Anna. Es ist mir so schmerzlich, wenn ich Eure Bilder in dem Medaillon betrachte!

Ich danke Euch für alles Gute und alle Liebe, die Ihr mir bewiesen habt. Tröstet Euch, meine lieben Eltern. Ich habe noch zwei

* Mit dem Tode bestraft wird jeder Feind, der sich in Verkleidung an einen Kriegsschauplatz begibt.

Briefe von Mama; ich lese sie oft; es gibt mir Trost. Nach dem Kriege werdet Ihr das Medaillon erhalten. Ich weiß noch, lieber Papa, als Du es mir gabst, sagtest Du: „Es sollte mir ein Talisman sein.“ Ich habe stets eine große Anhänglichkeit daran gehabt. Mama soll es behalten. Lebt wohl, lieber Papa und Mama, vergebt mir. Tröstet Euch. Seid begrüßt von Eurem Sohn

Alexander Anderssen.“

Kurz vor seinem Tode schrieb er noch folgendes:

„Liebe Eltern! Das Urteil wird morgen, Sonnabend, den 29., vollstreckt. Es ist jetzt die Nacht vom 28. zum 29. Ich habe vor drei Stunden einen Brief an Euch geschrieben; der Kommissar der Republik hat ihn abgeholt. Ich danke Euch nochmals für Eure große Liebe zu mir. Herrn v. S. habe ich gebeten, dafür zu sorgen, daß Ihr meine Sachen bekommt. Den kleinen Ring schenke ich Wally. Es ist der Stein aber verloren.

Nachschrift: Es ist Sonnabend, 29. Oktober, morgens 5 $\frac{1}{2}$ Uhr. Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr ist die Exekution. Ich sage Euch noch einmal, eine Stunde vor meinem Tode, Lebewohl und bitte Euch, Euch bald zu trösten. Lebt wohl.

Euer Sohn Alexander Anderssen.“

Ich muß hier den Gang der Erzählung einen Augenblick unterbrechen. Diese Schriftstücke, in ihrer schlichten und tief-innerlichen Abfassung, berühren mich auch heute wieder, wo ich sie zum Druck gebe, als wahre Musterstücke schönen Menschentums. Gleich schön in ihrem Kampf, wie in ihrem Sieg. In dem ersten längeren Brief noch ein Ringen, der Schmerz des Sich-losreißen-müssens; in dem zweiten Brief und seiner Nachschrift die ganze Ruhe dessen, der überwunden hat. Von Heldenkomödie und Feigheitswinserei gleich fern, gönnen uns diese Zeilen einen Einblick in ein nobles und durch Todesbitterkeit geläutertes Herz.

Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr hielt der Wagen vor dem Maison d'Arrêt. Anderssen war fertig. Eine Zigarette anzündend, ein paar andere zu sich stellend, stieg er rasch in den Fiaker hinein. Angesichts des Todes hatte er ganz jene elastische Nervosität, jene Beherrschungskraft wieder-gewonnen, die ihn von Jugend auf so sehr ausgezeichnet hatte. Die Aussagen des Gefangenwärters, des Exekutionskommandos, endlich

des Kommandanten selbst, lassen darüber keinen Zweifel. In dem Wallgraben angekommen, wo die Exekution stattfinden sollte, lehnte er Niederknien und Augenverbinden ab. Aufrecht stellte er sich vor die Gewehrläufe. „Gut schießen“, wandt' er sich an die Mobilegardensektion, „hierher!“ und dabei legte er die Hand auf die Brust. Dann warf er mit der Linken die Zigarette in die Luft und rief: „Es lebe der König.“ Von neun Kugeln durchbohrt, brach er zusammen.

Oberst Turnier richtete noch am selben Tage folgendes Schreiben an den Kommandeur des 4. Ulanenregiments:

„Mein Herr Oberst! Ich habe die Ehre, Sie wissen zu lassen, daß Fähnrich Anderssen vom 4. Ulanenregiment durch ein am 24. d. M. zusammengetretenes Kriegsgericht, und zwar gestützt auf Artikel 207 unsres Code militaire, zum Tode verurteilt worden ist. Mit ihm Mr. Bauer, der den Eintritt des jungen Offiziers in diese unsre Festung Thionville begünstigt hatte. Jede Vorschrift unsrer Militärgerichtsbarkeit ist innegehalten und heute früh das Urteil vollstreckt worden.

Wie ich schon die Ehre hatte, in einem Schreiben vom 21. d. M. Ihnen zu melden, ist Fähnrich Anderssen durch den Chefarzt unsres Militärhospitals sowohl im Gefängnis wie vor dem Kriegsgericht, dazu auch in den von ihm geschriebenen Briefen auf das aufmerksamste untersucht worden. Das Resultat dieser Untersuchung hat ergeben, daß der junge Offizier von dem Tag an, wo er seinen Fehltritt beging, bis zu dem wo er dafür büßte, bei völligster und ruhigster Überlegung gewesen ist.

Fähnrich Anderssen hat im übrigen all die Zeit hindurch eine vorzügliche, ebenso passende wie würdige Haltung bewiesen und ist gestorben wie ein echter Soldat (il est mort en vrai soldat).

Ich bedaure, daß meine überaus schwierige Lage und die Macht der Umstände mir nicht gestattet haben, den Gang dieser furchtbaren Angelegenheit (de cette terrible affaire) aufzuhalten.

Empfangen Sie, mein Herr Oberst, die Versicherung meiner auszeichnendsten Gefühle.

Thionville, am 29. Oktober 70.

Turnier,

Oberst und erster Kommandant.“

Ende Februar — der Präliminarfriede war inzwischen geschlossen — wurde die Leiche ausgegraben, um nach Berlin übergeführt zu werden. Thionville hatte um diese Zeit bereits eine preussische Besatzung, vom 30. Regiment wenn ich nicht irre. Die Erinnerung an den so jung und so brav Gestorbenen war noch in aller Herzen lebendig, und als der Kondukt durch die Straßen der Stadt ging, dem Eisenbahnhofe zu, schloß sich die ganze männliche Bevölkerung dem Militärkommando an, alle Frauen und Mädchen aber standen an den offenen Fenstern und folgten teilnahmevoll dem langen Zuge. Tugend und Tapferkeit erobern jedes Herz, auch das des Feindes.

Am 10. März traf der Sarg hier ein und wurd' in der Leichenhalle des Jerusalemer Kirchhofes niedergesetzt. Am 13. erfolgte die Bestattung. Das 2. Gardeulanen-Regiment gab das Ehren- und Geleitskommando und über den niedergesetzten Sarg hin feuerten die Karabiner. Dann schloß sich das Grab. Jetzt steht es dicht in Efeu und Blumen, Zypressen rings umher, und auf dem schrägliegenden, halb überwachsenen Marmorkreuze lesen wir: „Hier ruhet in Gott unser geliebter einziger Sohn, der Portépée-Fähnrich Alexander Anderssen, geb. den 19. November 1847, vom Feinde erschossen in Thionville den 29. Oktober 1870.“

Ruh aus tapfres Herz.

Friedrichsfelde

1

Und nahe hör' ich, wie ein rauschend Wehr,
Die Stadt, die völkerwimmelnde, ertosen.
Braut von Messina

Segrüßet seid mir, edle Herrn,
Segrüßt ihr, schöne Damen! Goethe

Wenn ein Sommernachmittag ausnahmsweise vor die Tore der östlichen Stadtteile, beispielsweise nach Friedrichsfelde führt, dem werden sich daselbst in Landschaft und Genre die gefälligsten und in ihrer heitern Anmut vielleicht auch unerwartetsten Bilder erschließen. Friedrichsfelde darf als das Charlottenburg des Ostends gelten, und allsonntäglich wandern Hunderte von Residenzlern hinaus, um sich „Unter den Eichen“ daselbst zu divertieren. Es sind meist Vorstadtberliner, jener Schicht entsprossen, wo die Steifheit aufhört und der Zynismus noch nicht anfängt; ein leichtlebiger Völkchen, das alles gelten läßt, nur nicht die Spielverderberei; ein wenig eitel, ein wenig kokett, aber immer munter und harmlos. Wie das lacht und glücklich ist im Schweiß seines Angesichts! Jetzt „Bäumchen, Bäumchen verwechselt euch“, jetzt Anschlag, jetzt Zeck, jetzt Ringelreihn und Gänse dieb, bis endlich unter den weitschattigen Parkbäumen sich alles lagert und auf umgestülpten Körben und Kobern die Mahlzeit nimmt.

Die Fahrt nach Friedrichsfelde, wenn man zu den „Westendern“ zählt, erfordert freilich einen Entschluß. Es ist eine Reise, und durch die ganze Steinmasse des alten und neuen Berlins hin sich mutig durchzuschlagen, um dann schließlich in einem fuchsroten Omnibus mit Hauderertraditionen die Fahrt zu Ende zu führen, ist nicht jedermanns Sache. Wer es aber an einem grauen Tage wagen will, wo die Sonne nicht sicht, und der Staub nicht wirbelt, der wird seine Mühe reichlich belohnt finden. Er wird auch überrascht sein durch das reiche Stück Geschichte, das ihm an diesem Ort entgegentritt.

Wir erzählen davon.

Friedrichsfelde bis 1700

Friedrichsfelde war bis zum Jahre 1700 gar kein Friedrichsfelde, sondern führte statt dessen den poetischen, an Idyll und Schäferspiele mahnenden Namen Rosenfelde. Und doch griff dieser Name bis auf Zeiten zurück (erstes Vorkommen 1288), wo hierlandes an alles andere eher gedacht wurde, als an Schäferspiele. Kaum Schäfer mocht' es damals geben.

1319, im letzten Regierungsjahre des Markgrafen Waldemar, wurden die Ratmänner von Berlin und Kölln die Herren des schon damals ansehnlichen Besitzes, und beinahe drei Jahrhunderte lang trug es die alte Patrizierfamilie der Nyles von den Ratmännern zu Lehn. 1590, so scheint es, wurde das Gut dann landesherrlich, wenigstens zu größtem Teile, bis es unter dem Großen Kurfürsten in den Besitz Joachim Ernst von Grumbkows¹ und 1695 in den Benjamin Naules kam.

¹ Joachim Ernst von Grumbkow starb in der Nähe von Wesel (im Reisewagen) auf einer Reise des Hofes nach Kleve, am zweiten Weihnachtsfeiertage 1690. Der Hofpoet Besser sprach in seinem an die Witwe gerichteten Trauergedicht „von dem zwar nicht seligen, aber doch sanften Tod“ des Hingeschiedenen. Grumbkow hatte nämlich am Abend vorher zuviel getrunken. Pöllniz in seinen Memoiren sagt von ihm: „Er liebte die großen Unternehmungen und war kühn in ihrer Ausführung. Man würde seinen Charakter großartig haben nennen können, wenn ihm die Beförderung seiner Familie weniger am Herzen gelegen hätte, für die er große Schätze mit Leichtigkeit zusammenhäufte. Man fand ihn eines Tages tot in seinem Wagen, als er von einem Fest in der Nähe von Wesel zurückkehrte, wo der Wein nicht gespart worden war.“ — Wohin man seine Leiche schaffte, oder ob er in Wesel selbst beigesetzt wurde, hab' ich nicht erfahren können. In dem intendierten Erbbegräbnis der Grumbkows zu Blankensfelde, anderthalb Meilen von Berlin, steht er nicht. In der Kirche letztgenannten Dorfes, die, wie eine lateinische Inschrift über der Kirchthür angibt, von von Grumbkow erbaut wurde, befindet sich eine schon bei Lebzeiten desselben ausgemauerte Gruft und ein großer Grabstein darüber. Die Inschrift dieses Grabsteines lautet: Erbbegräbnis des Wohlgebornen H. H. Joachim Ernst's v. Grumbkow, Sr. kurfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg höchst ansehnlichen, wirklichen Geheimen Etats- und Kriegs-Raths, Oberhof-Marschalls, General-Kriegscommissarii und Schloßhauptmann, Erbherr auf Grumbkow, Runo, Euno, Darlin, Nieder-Schönhausen, Blankensfelde und Charo.“ Hiermit schließt die Inschrift. Der freigelassene Raum zeigt, daß die Daten von Geburt und Tod hier angegeben werden sollten. Dies geschah aber nicht, weil der Bewohner ausblieb.

Benjamin Raule — ein Holländer von Geburt, Generaldirektor des Seewesens, dessen Name in „Raules Hof“, wo sich die Admiralität damals befand, bis auf den heutigen Tag fortlebt — verblieb nur wenige Jahre im Besitz von Rosenfelde. So kurz diese Zeit war, so war sie doch ausreichend, um dem herrschaftlichen Gut im wesentlichen die Ausdehnung und Anlage zu geben, die dasselbe noch heute zeigt. Bis dahin hatte Rosenfelde ein Jagdschloß gehabt, wahrscheinlich aus der Joachimischen Zeit. Dies überließ Raule seinem Schicksale, baute statt dessen ein Lusthaus, einen Sommerpavillon, an derselben Stelle, wo jetzt das Schloß steht, und ließ durch holländische Gartenkünstler den jetzigen Park² anlegen. Raule war sehr reich. Er bewirtete verschiedentlich den Kurfürsten samt seinem ganzen Hof im Rosenfelder Lustschloß, und der Poet von Canitz konnte damals singen:

Der Kurfürst, und was fürstlich heißt,
Haben jüngst beim Raule gespeist
Mittags zu Rosenfelde.

Aber Glück und Ehre waren von kurzer Dauer. Raule, wie so viele Personen aus der Regierungszeit Friedrichs III., wurde der Unterschlagung bezichtigt und fiel in Ungnade, während man seinen Besitz konfiszierte.

Rosenfelde war nun landesherrlich. Zwei Jahre später (1700) wechselte es den Namen und wurde Friedrichsfelde.

Friedrichsfelde von 1700 bis 1731

Markgraf Albrecht

Friedrichsfelde war nun also landesherrlich und blieb es bis zum 25. November 1717, unter welchem Datum König Friedrich Wil-

² In seinen Anfängen soll derselbe schon fünfzehn Jahre früher vorhanden gewesen sein. 1672, was hier eine Stelle finden mag, gab es nur elf Parks in der Mark Brandenburg, die nach Beispiel und Vorbild des Großen Kurfürsten und vielleicht auch auf Wunsch desselben angelegt waren. Es waren die folgenden: 1. der Sparrsche zu Prennden, 2. der Dohnasche zu Schönhausen, 3. der Otto von Schwerinsche zu Altlandsberg, 4. der Löbensche zu Schenkendorf, 5. der Raban von Cansteinsche zu Lindenberg, 6. der W. von Pöllnischsche zu Buch, 7. der Kaspar von Blumenthalsche zu Stavenow (Priegnitz), 8. der von Göhsche zu Rosenthal, 9. der von Börstellische zu Hohenfinow, 10. der Heydekampfsche zu Rudow und 11. der Franz von Meinderssche zu Berlin, vor dem (damaligen) Stralauer Tore.

helm I. seinem Stiefonkel, dem Markgrafen Albrecht von Schwedt, das Schloßgut zum Geschenk machte.

Markgraf Albrecht der damalige Herrenmeister des Johanniterordens, scheint aber schon vorher unter Guttheißung des Königs seinen gelegentlichen Sommeraufenthalt daselbst genommen zu haben; denn die Ordensbücher sprechen von einem Kapitel, das bereits am 10. September 1717 in Friedrichsfelde abgehalten wurde.

Der Markgraf ließ sich die Verschönerung seines Besitzes angelegen sein. Schon 1719 wurde durch Böhme ein neues Schloß an Stelle des alten aufgeführt, dessen Grundmauern trotz vielfacher sonstiger Veränderungen seitdem dieselben geblieben sind. Er legte auch die sogenannte „Prinzenallee“ an, die von einer bestimmten Stelle der Friedrichsfelder Chaussee³ abzweigend, auf einem näheren Wege bis unmittelbar vor das Schloß führt.

Markgraf Albrecht scheint mit Vorliebe in Friedrichsfelde residirt zu haben; vielleicht auch war es sein einziger Besitz. Nur die Hofeste und die Inspektionen riefen ihn ab. Die Kriegsepoche lag vor 1717. Während des Spanischen Erbfolgekrieges hatte er sich nicht nur ausgezeichnet sondern auch dem Könige, seinem Neffen, ein neues Infanterieregiment errichtet, das — der Markgraf war damals schon Herrenmeister — auf seinen Fahnen und Trommeln das Johanniterkreuz trug. Ob dies Regiment Markgraf Albrecht diese Abzeichen beibehielt, als es später zu Soldin und Königsberg i. d. Neum. garnisonierte, hab' ich nicht in Erfahrung bringen können.

Markgraf Albrecht starb am 21. Juni 1731 zu Friedrichsfelde. Er war seines edlen Charakters halber in der Hauptstadt sehr geliebt, und so weckte sein Hinscheiden allgemeine Teilnahme. Am 25. Juni erschien der ganze Hof im Trauerhause, von dem aus tags darauf die markgräfliche Leiche durch sechzig Mann vom Regiment Gensdarmes nach Berlin übergeführt wurde. Da die Vermögensverhältnisse des Verstorbenen nicht glänzend waren und der König

³ „Diese Prinzenallee“ ist nicht mit der großen gradlinigen Allee zu verwechseln, die als Hauptverkehrsstraße von Berlin nach Friedrichsfelde führt. Diese letztere ist erheblich älter und soll als eine Pön, die dem Schlächtergewerk auferlegt wurde, von diesem gebaut und bepflanzt worden sein. Die Veranlassung ist nicht bekannt. Die Allee bestand ursprünglich aus sechs Reihen Lindenbäume. Bei Anlegung der Chaussee vor etwa 70 Jahren wurde der Mittelweg verbreitert, und die betreffenden zwei Reihen Linden fielen und wurden durch Pappeln ersetzt.

sich weigerte, die Kosten zu einem standesgemäßen Leichenbegängnisse herzugeben, so wurde der Sarg in dem alten, 1749 abgebrochenen Dom, ohne jedes Gepränge still beigesezt.

In Beckmanns Geschichte des Johanniterordens, Frankfurt a. D. 1726, findet sich als Titeltupfer ein Bild des Markgrafen. Es macht einen guten Eindruck. Er sieht stattlich, wohlwollend aus, aber nicht klug; ein des Geistigen entkleidetes Großes-Kurfürsten-Gesicht. (Der Große Kurfürst war sein Vater.)

Friedrichsfelde von 1731 bis 1762

Markgraf Karl

Markgraf Albrecht hinterließ drei Söhne, von denen der älteste, Markgraf Karl, sukzedierte. Er erbte Friedrichsfelde, erhielt das Regiment des Vaters, nunmehr Regiment Markgraf Karl, und wurde seitens des Johanniterordens zum Herrenmeister erwählt. Die beiden jüngeren Brüder fielen in den Kämpfen der Schlesiſchen Kriege, der eine 1741 bei Molwitz, der andere 1744 vor Prag.

Markgraf Karl lebte viel in Friedrichsfelde und begann das 1719 durch Böhme aufgeführte Schloß, namentlich in seinem Innern auszubauen und zu schmücken. Dies geschah zumeist 1735. Die Stuckarbeiten in den Zimmern des ersten Stocks datieren aus dieser Zeit; sie sind, insonderheit die Wandreliefs und Frieſe, von bemerkenswerter Schönheit und zeigen, wie glänzend die Schule war, die Schlüter herangebildet hatte. Auch mit Bildern begannen die Räume sich zu füllen und wurden mehr und mehr zu einer berühmten Kollektion. Diese führte den Namen: Galerie des Markgrafen Karl. Er sammelte mit Neigung und Verständnis, aber ebenſoſehr aus gutem Herzen. Daher war nicht alles ersten Ranges.

Einen Teil seiner Bilder mocht' er nicht in Friedrichsfelde, sondern im Johanniter-Ordenspalais haben, das in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms I. nur aus Rücksicht gegen diesen und gewiß ganz gegen die Wünsche des Ordens, am Wilhelmsplatz errichtet worden war. Es war, wie so viele Bauten damals, ein völliger Zwangsbau. Der Generalmajor von Truchseß hatte die Herstellung eines ansehnlichen Hauses begonnen, an dessen Vollendung ihn der Tod hinderte. Da befahl der König dem Herrenmeister Markgraf Karl, die Fertigstellung des Baus aus Ordens-

mitteln zu übernehmen. Dies geschah denn auch. König Friedrich Wilhelm I. war eben nicht gewohnt, auf Widerspruch zu stoßen.

In diesem Palais, das Markgraf Karl zeitweilig bewohnte, befand sich, wie schon angedeutet, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Teil seiner Galerie, vielleicht sogar der größere Teil. Nach seinem Tode wurde die Sammlung versteigert, und die Bilder zerstreuten sich überallhin. Einige, die sich auf den alten Sieten beziehen, sah ich in Wustrau. In Friedrichsfelde finden sich noch einige Ruderavor, die beim Verkauf lediglich aus Indifferenz oder Bequemlichkeit zurückgelassen wurden, vielleicht erstand sie auch Prinz Ferdinand, der nach dem Markgrafen Karl in Friedrichsfelde einzog. Es sind: zwei alte Köpfe, höchst vorzüglich, im Stil von Gerard Dou; außerdem ein anderer Niederländer: Christus als Knabe predigt im Tempel.

Markgraf Karl starb am 22. Juni 1762 zu Breslau. Er war wie sein Vater Markgraf Albrecht, teils um seiner Herzensgüte teils um der Pflege willen, die er der heimischen Kunst bezeigt, eine in Berlin sehr beliebte Persönlichkeit gewesen. Für viele war sein Hinscheiden ein herber Verlust. Er hinterließ keine männliche Deszendenz.

Friedrichsfelde fiel an seine Tochter, die Herzogin von Anhalt-Bernburg, deren Bevollmächtigter schon im November desselben Jahres Schloß, Park und Pertinenzien an den Prinzen Ferdinand von Preußen verkaufte.

Friedrichsfelde von 1762 bis 1785

Prinz Ferdinand

Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder des großen Königs, hatte von 1744 an in Ruppin residiert, wo das Regiment, das seinen Namen führte, in Garnison lag; von 1756 bis 1763 war er mit den andern Prinzen im Kriegslager gewesen. Der Hubertsburger Friede und der Erwerb von Friedrichsfelde fielen fast zusammen, und mit einer Art von Ausschließlichkeit gehörte der Prinz von 1763 bis 1785 diesem anmutigen Lustschloß an, das nun schon zweien Herrenmeistern des Johanniterordens als Residenz gedient hatte. Er war der dritte. Von 1785 an wurde Schloß Bellevue (im Berliner Tiergarten) der Aufenthalt des Prinzen, bis 1802 nach dem Tode seines Bruders, des Prinzen Heinrich, Rheinsberg an die Stelle von Bellevue trat.

Wir haben also, von dem Siebenjährigen-Kriegs-Interregnum abgesehen, vier Epochen im Leben des Prinzen Ferdinand zu unterscheiden: Ruppin, Friedrichsfelde, Bellevue, Rheinsberg, von denen die Friedrichsfelder Epoche die wichtigste und die längste ist. Sie umfaßt zweiundzwanzig Jahre und zeigt nach dem bescheidenen Maße von Geist und Gaben, das speziell diesem Prinzen zuteil geworden war, wenigstens Leben und Farbenfrische, wenn auch nichts von Eigenart.

An dieser gebrach es durchaus. Man darf sagen, daß er in allem seinen Bruder Heinrich kopierte; der Friedrichsfelder Hof war Seitenstück und Nachahmung des Rheinsberger. Zunächst wurde die Hofhaltung im weitesten Sinne ganz nach dem dortigen Muster eingerichtet. Kavalierrhäuser, Stall- und Wachtgebäude, Tempel und Grotten wurden aufgeführt, alles wie in Rheinsberg. Wie Prinz Heinrich einige vierzig Kammerhusaren hielt, die die Rheinsberger Garnison bildeten und den Wachtdienst im Schlosse hatten, so hatte Prinz Ferdinand eine Art Invalidenkolonie in Friedrichsfelde, die ihren Zuzug aus seinem Ruppiner Regiment empfing. Diese alten Soldaten bestellten ihr Stück Garten- und Ackerland, und nur immer einige wenige von ihnen mußten abwechselnd auf Wache ziehn. Kam dann aber hoher Besuch, Prinz Heinrich oder gar der König selbst, so mußten sie sämtlich aufmarschieren, um die militärischen Verhältnisse von Friedrichsfelde in möglichst günstigem Licht erscheinen zu lassen. Das Wachtlokal ist noch da und erinnert mit seinen Holzsäulchen, die das obere Stockwerk tragen, an die früheren Wachthäuser am Halleschen Tor.

Natürlich war auch das Friedrichsfelder Leben dem Rheinsberger verwandt, nur blasser, insipider*. Wir müssen hinzusetzen, zu seinem Glück. Es hatte wohl auch seine „Chronique“, seine Flüsterungen, seine Geheimnisse, aber es fehlte doch das eigentümliche Parfüm, das in dem stillen, abgelegenen Schloß am Grineriksee alle Dinge durchdrang. In Friedrichsfelde gab es Frauen, das sagt alles. Ihre Gegenwart bedingte nicht immer Tugend, aber doch wenigstens Natur. Und davon hatte der Friedrichsfelder Hof sein volles Maß. Die durchlauchtigste Dame, die demselben vorstand, war eine Prinzessin von Schwedt, gehörte mithin einem Frauenzirkel an,

* abgeschmackter.

von dem man sagen konnte, daß er der Natur noch um einen Schritt näher stand, als Frauen ihr gewöhnlich zu stehen pflegen. Ihren Bildern und Büsten in alten Galerien (am besten in der Schwedter selbst) zu begegnen, ist eine wahre Herzensfreude. Welche Fülle von Leben, welche Gesundheit in Formen und Farben! Ihre Ehen waren nicht immer normal, nicht immer das, was Ehen sein sollen, aber es waren gute Frauen, und — die Männer waren glücklich.

Überraschend zu sagen, die Hauptfestlichkeiten in Friedrichsfelde waren Laufen! Namentlich um jene Zeit herum, wo die gesamte hohenzollernsche Deszendenz auf zwei Augen stand. Am 11. November 1771 wurd' im Friedrichsfelder Schloß ein Prinz geboren, bei der damaligen Sachlage durchaus ein „Ereignis“. Der Prinz erhielt die Namen Friedrich Christian Heinrich Ludwig. Der König, die Königin, Prinz Heinrich wohnten der Tauffeierlichkeit bei; von auswärtigen Mitgliedern der Familie war die verwitwete Königin von Schweden, Luise Ulrike, geladen. Im Kirchenbuche finden sich von der Hand des Pastors Lindenberg⁴, der die Taufe vollzog, folgende Bemerkungen eingetragen:

„Diese glückliche Entbindung war um so viel freudiger, weil der theuerste Vater seit einigen Wochen an einer sehr gefährlichen Krankheit darnieder lag, so daß man verschiedene Tage sein Ableben befürchtete; Umstände, welche bei der nahen Entbindung die geliebte Gemahlin äußerst geängstigt und elend gemacht hatten, so daß man wegen ihres Lebens besorget war . . . Es war auch, bei der äußersten Gefahr des Prinzen, von Seiner Fürstlichen Gemahlin, und zwar vor Ihrer Entbindung dem Prediger aufgetragen worden, eine Betstunde in dero Zimmer zu halten, welches denn auch in aller Stille, in Gegenwart der Prinzessin, der Prinzessin Philippine und zween Dames geschah. Es war rührend, dabei so viel Andacht und Wehmuth an so hohen Personen wahrzunehmen.“

⁴ Dieser Pastor Lindenberg starb 1774 an den Folgen eines Schrecks, den ihm eine Spukerscheinung verursacht hatte. Als er nämlich kurz vor seinem Tode von einem Besuch im Schloß in seine Pfarre zurückwollte, sah er eine weibliche Gestalt, die vor ihm herging und auf sein Anrufen keine Antwort gab. Als sie bis dicht vor der Kirche waren, wies sie mit der Hand auf eine Stelle neben einem Eckpfeiler und verschwand dann. Der Pastor kam in äußerster Erregung in seiner Wohnung an, erzählte was er gesehen, und starb den dritten Tag danach. Er wurde neben dem Eckpfeiler an ebender Stelle begraben, auf die die Gestalt gezeigt hatte.

Aber die anderweiten Aufzeichnungen des Kirchenbuches gehen wir schneller hinfort, trotzdem dieselben an zwei Namen anknüpfen, die es in der Geschichte Preußens, in Glück und Unglück, zu hohem Ansehen gebracht haben. Am 18. November 1772 wurde Prinz Louis Ferdinand, der „Saalfelder“, am 19. September 1779 Prinz August, der Reorganisator der preußischen Artillerie, geboren.

Sechs Jahre später verließ der Ferdinandsche Hof Friedrichsfelde. Es scheint nicht, daß er trotz langen Aufenthalts daselbst in der Einrichtung des Schlosses Erhebliches zu ändern vorfand. Am 21. Juni 1785 wurden Schloß und Park an den Herzog von Kurland verkauft.

Friedrichsfelde von 1785 bis 1799

Herzogin Dorothea von Kurland

Am 21. Juni 1785 wurden Schloß und Park von Friedrichsfelde für den Herzog von Kurland gekauft; er selbst befand sich um diese Zeit noch in Italien, wohin er das Jahr zuvor eine Reise angetreten hatte. Im Herbst 1785 aber traf er in Begleitung seiner Gemahlin, der vielgefeierten Herzogin Dorothea, geb. Reichsgräfin von Medem, wieder in Berlin ein und bezog auch Friedrichsfelde. Daran reihte sich 1786 ein zweiter, 1791 und 1793 ein dritter und vierter Aufenthalt, von denen jedoch nur der letztere durch eine längere Zeit hin dauerte, fast ein Jahr. Die anderen Anwesenheiten waren bloße Besuche und zählten nur nach Wochen.

Wir betonen dies, weil man mannigfach der Ansicht begegnet, Friedrichsfelde sei während seiner „kurländischen Epoche“ abermals eine Stätte der Kunst, ein Sammelplatz schöngeistigen Lebens geworden, etwa wie zur Zeit des Markgrafen Karl. Um das zu werden, dazu fehlte jedoch 1785, 1786 und 1791 die Zeit und von 1793 bis 1794 die Stimmung.

Ein Blick in die damals geschriebenen Tagebücher und Briefe zeigt uns in der Tat genugsam, daß es sich all die Zeit über um *high life** und politisch-diplomatische Aktionen und jedenfalls viel viel weniger um Kunst und Wissenschaft gehandelt hat. Nicht, als ob der Sinn dafür gefehlt hätte. Im Gegenteil. Aber die Zeiten waren durchaus nicht dazu angetan, sich einer mußevollen Kunst-

* gesellschaftliches Leben.

betrachtung hinzugeben. Man suchte dem heimischen Wirrsal zu entfliehen und entfloß ihm zuletzt wirklich, aber dies Wirrsal drängte nach und gestattete keine reine Freude, keinen ungestörten Genuß. Überallhin warf es seine Schatten. Einige Stellen aus dem Liebesgeschen Buche: „Dorothea, letzte Herzogin von Kurland“, dem selbst wieder jene vorerwähnten Tagebücher und Briefe zugrunde liegen, werden am besten die Beweisführung übernehmen. Wir lassen die Stellen in chronologischer Ordnung folgen.

1785. Es waren des Großen Friedrich letzte Tage. Die sanfte fürstliche Frau hatte den Beifall des Königs gewonnen; er sandte ihr wiederholentlich niedliche Körbchen mit den feinsten und seltensten Früchten gefüllt, mit den erlesensten Blumen geschmückt und jedesmal von einigen freundlichen Zeilen begleitet. Bei Gelegenheit der ersten dieser Sendungen beklagt er sich, daß seine Krankheit ihn des Vergnügens beraube, sie selbst zu bewirten; er müsse es seinem Neffen überlassen, ihren und ihres Gemahls Aufenthalt in Potsdam und Berlin so angenehm als möglich zu machen... Im Herbst fanden Truppenversammlungen statt, Paraden und kriegerische Übungen zu Ehren des Fürstenpaares... Auch von den übrigen Höfen der königlichen Familie (Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand) wurde dem Herzog und seiner Gemahlin ein Empfang zu teil, der sich zu einer herzlichen Verbindung entwickelte. Mit der Prinzessin Luise, der Tochter des Prinzen Ferdinand, knüpfte die Herzogin eine Freundschaft an, die sich in einem ununterbrochenen Briefwechsel durch das ganze Leben fortsetzte.

1786. Im Herbst, nach beinaß halbjähriger Abwesenheit, trafen der Herzog und seine Gemahlin wieder in Friedrichsfelde ein. Der große König war inzwischen gestorben. Friedrich Wilhelm II. erwies dem herzoglichen Paare eine besondere Auszeichnung, so daß allgemein die Sage ging, es seien bereits Verabredungen für die künftige Vermählung der Töchter des Herzogs mit den Prinzen des königlichen Hauses getroffen. Diese Tage waren kurz, schon im Dezember trat die Herzogin ihre Rückreise nach Kurland an.

1791. Während ihres Aufenthaltes in Warschau (wohin sie sich im April begeben) erhielt sie von der preussischen Prinzessin Friederike eine schmeichelhafte Einladung zur Vermählung ebendieser Prinzessin mit dem Herzoge von York, wie auch zu der ihrer Schwester mit dem ältesten Prinzen des Erbstatthalters in Holland,

welche beide Vermählungen im September gleichzeitig in Berlin vollzogen werden sollten. Sie nahm die Einladung an... Der Empfang von seiten der königlichen Familie war ein auszeichnender. Bei der Anordnung der Vermählungsfeierlichkeiten befahl der König, daß der Herzogin ihr Platz an der Tafel der königlichen Familie angewiesen werden solle. Der Oberkammerherr remonstrirte, „die Hausgesetze würden es nicht zulassen, die Herzogin von Kurland bei einer so feierlichen Gelegenheit an die königliche Familientafel zu ziehen und an dem Fackeltanze teilnehmen zu lassen.“ Friedrich Wilhelm antwortete: „Lassen wir es bei der ersten Anordnung; ich hoffe, es beim Könige und bei den Hausgesetzen verantworten zu können.“ Bei Gelegenheit dieser Feierlichkeiten gab auch die Erbstatthalterin ihrem lebhaften Wunsche Ausdruck, ihren zweiten Prinzen mit der ältesten Tochter der Herzogin, der Prinzessin Wilhelmine, die damals zehn Jahre alt war, dereinst vermählt zu sehen. Der König unterstützte diesen Wunsch und bot sogar seine Verwendung an, um, wenn der Herzog ohne männliche Nachkommen sterben sollte, die Erbfolge in Kurland und Semgallen für den künftigen Gemahl der Prinzessin zu vermitteln. Dieser Plan wurde geraume Zeit hindurch festgehalten. Vierzehn Tage nach Vollziehung der vorerwähnten Vermählungsfeierlichkeiten verließ die Herzogin Berlin (es ist fraglich, ob sie während dieser Besuchstage überhaupt in Friedrichsfelde war) und kehrte über Warschau nach Kurland zurück.

1793. Im April dieses Jahres trat die Herzogin ihre Reise nach Berlin an; die Dinge in Kurland hatten bereits einen solchen Charakter angenommen, daß es gut war, einen Zufluchtsort zu haben. In stiller Zurückgezogenheit lebte sie in Friedrichsfelde, wo sie den 21. August 1793 ihren Gemahl mit einer Tochter beschenkte, die den Namen Dorothea erhielt...⁵

In Kurland rückte inzwischen das Ende der herzoglichen Herrschaft immer näher.

Die Herzogin verblieb in Berlin und Friedrichsfelde bis in das

⁵ Diese zu Friedrichsfelde geborene Tochter Dorothea war die nachmalige Herzogin von Sagan, vermählt mit Edmund Talleyrand von Perigord, Herzog von Talleyrand und von Dino, durch welche Vermählung sie die Nichte des berühmten Talleyrand wurde. Sie starb am 19. September 1862.

nächste Jahr hinein; dann ging sie nach Leipzig, wo sie sich noch stiller einrichtete als in Berlin, 1795 nach Sagan, an welchem Orte sie mit ihrem Gemahl zusammentraf. Kurland war inzwischen eine russische Provinz geworden; der Herzog hatte resigniert.

So etwa die Aufzeichnungen, die wir, wie vorerwähnt, zu größerem Teile dem Liedgeschen Buche, zu kleinerem Teile dem Werke Cruses „Kurland unter den Herzögen“ entnommen haben. Nirgends ist davon die Rede, daß in Friedrichsfelde ein besonderes Kunstleben sich aufgetan hätte. Ein Schweigen, das um so bemerkenswerter ist, als der alte Liedge gerade diese Seite in dem Leben der Herzogin mit besonderer Vorliebe hervorhebt und jedesmal genau verzeichnet, wenn in Königsberg mit Kant, Hamann, Hippel (in Neapel mit Hackert, in Herrnhut mit dem alten Spangenberg usw.) ein lebhafterer Verkehr angeknüpft wurde. Man darf füglich daraus den Schluß ziehen, daß das Friedrichsfelder Leben während seiner kurländischen Zeit wenig Hervorragendes auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft geboten haben muß, und daß es sich, wie wir eingangs bereits andeuteten, bei den verschiedenen Anwesenheiten in Berlin-Friedrichsfelde sehr wahrscheinlich immer nur um Prinzen und Prinzessinen, um „Gesellschaft“ und Politik, um Eheschließungen und Güterkäufe handelte. Gewiß ging ein Verkehr mit den literarischen Größen jener Zeit (Nicolai, Ramler, Engel, Mendelssohn werden eigens genannt) nebenher, aber doch eben nur nebenher⁶. Geistig hoch beanlagt, konnte namentlich die Herzogin auf einen Umgang, der ihrer ästhetischen Natur Bedürfnis war, nie ganz verzichten, aber es scheint nach den Zitaten, die wir gegeben, festzustehen, daß der ohnehin immer nur nach Monaten zählende Friedrichsfelder Aufenthalt von dieser Seite her nicht seinen Charakter und seine Signatur empfang.

⁶ Unter diesen Besuchern werden natürlich auch Maler gewesen sein, und das eine oder andere Bild, ganz abgesehen von den Kunstschätzen, die man aus Italien mitbrachte, wird damals seine Stätte in Friedrichsfelde gefunden haben. Eins aus jener Zeit her ist dem Schlosse verblieben, ein Aquarellbild „Vue de Friedrichsfelde“ (Ansicht von Friedrichsfelde) mit den Widmungsworten: *Dédié à Son Altesse Serenissimo Madame la Duchesse de Curlande et de Semigalles* (Gewidmet ihrer fürstlichen Hoheit der Herzogin von Kurland und Semgallen). Das Bild ist aus dem Jahre 1787 (Schwarz fecit) und zeigt das Schloß in seiner damaligen, von der gegenwärtigen nur wenig verschiedenen Gestalt.

Friedrichsfelde von 1800 bis 1810

Prinzessin von Holstein-Beck

1799 kam Friedrichsfelde an den Geheimen Oberhofbuchdrucker George Jakob Decker, der es aber schon vor Ablauf eines Jahres, am 29. März 1800, an die Herzogin Katharina von Holstein-Beck wieder verkaufte. Diese bewohnte es bis zu ihrem Tode, der am 20. Dezember 1811 erfolgte.

Prinzessin Katharina von Holstein-Beck ward am 23. Februar 1750 geboren. Ihre Mutter war eine Gräfin oder Fürstin Solowin, ihr Vater aber Peter August, Herzog von Holstein-Beck, russischer Generalfeldmarschall und Gouverneur von Estland. Prinzessin Katharina vermählte sich am 8. Januar 1767 zu Reval mit dem Fürsten Iwan Variatinski, der damals russischer Oberst war. Ihre Ehe wurde geschieden, oder man lebte wenigstens getrennt. Die Kinder verblieben in Rußland, indessen begegnen wir 1802 einem Fürsten Iwan von Variatinski als Taufzeugen in Friedrichsfelde. Es scheint also, daß der älteste Sohn zur Mutter stand. Diese war fünfzig Jahr, eine kluge, heitere, noch hübsche Frau, als sie in Schloß Friedrichsfelde einzog. Es lebten bis vor kurzem noch Personen, die sie gekannt hatten. Den Mitteilungen dieser verdanke ich das Nachstehende.

Die Prinzessin von Holstein-Beck kam 1800 oder vielleicht auch erst 1801 zu uns. Was zu einer Trennung vom Fürsten Variatinski geführt hatte, war nie in Erfahrung zu bringen. Sie war aber voll so tiefer Abneigung gegen ihn, daß sie seinen Namen nicht tragen wollte und in Preußen unter Gutheißung des Königs ihren Geburtsnamen Holstein-Beck wieder angenommen hatte.

Sie lebte ganz auf großem Fuß und unterhielt intime Beziehungen zum preussischen Hofe, besonders nachdem dieser 1809 von Königsberg und Memel wieder in Berlin eingetroffen war. Leicht erklärlich. Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise waren in Petersburg gewesen und hatten angenehme Bilder und Eindrücke von dorthier heimgebracht; Kaiser Alexander stand den Herzen beider nahe, Freundschaftsgelübde waren geleistet worden; alles Heil konnte der allgemeinen Annahme nach nur von Rußland kommen. Unter diesen Verhältnissen mochten die Beziehungen zur Prinzessin einen

doppelten Wert haben; vielleicht daß sie ein Glied in der Kette damaliger politischer Verbindungen war.

Gleichviel, der Hof war mannigfach bei der Prinzessin in Friedrichsfelde zu Besuch, auch schon in der vorausgegangenen Epoche von 1801 bis 1806. Königin Luise erschien dann mit Pagen und Hofdamen, der Militäradel schloß sich an, und über hundert Equipagen hielten in langer Reihe vor dem Schlosse. Mit Fackeln ging es spät abends wieder heim.

Sie selbst (die Prinzessin), wenn sie nach Berlin fuhr, fuhr immer mit sechs; da sie aber keinen Marstall unterhielt, so wurden drei Paar der besten Bauerpferde genommen, und die Bauern selbst ritten das Leinewerth. Später, aus gleich zu erzählenden Gründen, wurde das anders. Ihr Vertrauter nämlich, ein Franzose niederen Standes, dessen Erhebung zum „Chevalier“ sie durchzusetzen gewußt hatte, machte Unterschleife, floh und wurde verfolgt. Man wurde seiner habhaft, bracht' ihn vor die Gerichte, und eine strenge Strafe war bereits verhängt, als ein Fußfall der Prinzessin, deren alte Neigung wieder wach geworden war, intervenierte. Die Strafe wurde nun niedergeschlagen, und der „Chevalier“, als wäre nichts vorgefallen, zog wieder in allen Ehren in Friedrichsfelde ein. Aber eine Sühne blieb doch zu leisten: die Prinzessin mußte versprechen, von nun ab statt mit sechs nur noch mit viere zu fahren. Das geschah denn auch, und alle Teile hatten ihren Frieden.

Das Leben in Friedrichsfelde war um diese Zeit das heiterste. Eine ernstere Pflege der Kunst fiel niemandem ein, aber man divertierte sich so oft und so viel wie möglich. Es gab Schau- und Schäferspiele theils in geschlossenen Räumen, theils im Freien. Das „Theater im Grünen“, ähnlich dem Rheinsberger, ist noch deutlich zu erkennen, trotzdem das Strauchwerk jener Jahre mittlerweile zu stattlichen Weißbuchen ausgewachsen ist. Das Ganze eine wieder freigewordene, aus Zwang und Fesseln erlöste Natur!

Die Dorfbevölkerung nahm theils zuschauend, theils aktiv an diesen Szenen teil, was auf den ersten Blick viel Anheimelndes und Befrechendes hatte. Sehr bald indessen stellte sich's heraus, daß Arbeitslust und Sitte zurückgingen, und daß dem Dorfe kein Segen daraus erwuchs, als Landschaft und Staffage für das Vergnügen vornehmer Leute gebient zu haben.

Harmloser war der alljährlich wiederkehrende „Erntekranz“. Dann

wurd' ein Jahrmarkt abgehalten, unter den Bäumen des Parks gegessen und getanzt, und an den Buden, natürlich ohne Einsatz, gewürfelt und gewonnen.

Ein kleines, sehr hübsches Mädchen aus dem Dorfe war das Patschen und der Liebling der Prinzessin, die Puppe, mit der sie spielte. War die Prinzessin bei Tafel allein, so wurd' an einem kleinen Tische daneben für das Kind gedeckt, und kam Besuch, so war „Patschen“ — wie der Kakadu oder der Bologneser — der immer beachtete Gegenstand, an den sich alle Zärtlichkeiten der Gäste richteten.

Die Prinzessin galt für sehr reich; es hieß, daß sie täglich 1500 Taler verausgabte. War dem wirklich so, so war es Variatinskisches Vermögen. Außer Friedrichsfelde besaß sie in Berlin selbst ein Haus am Pariser Platz, das jetzige französische Gesandtschaftshotel.

Sie starb, wie schon eingangs hervorgehoben, im Winter 1811 auf 1812, und ihre Leiche sollte nach Rußland, entweder auf die Variatinskischen oder die Holstein-Beckschen Güter geschafft werden. Die Friedrichsfelder waren zum Transport um so lieber bereit, als ihnen für die Fahrt bis Memel (dort wartete russisches Fuhrwerk) 400 Taler geboten wurden. Es zerschlug sich aber wieder und kam statt dessen zu einem Pakt mit jener moskau-astrachanischen Karawane, die damals alljährlich in den ersten Wintermonaten Kaviar nach Berlin zu bringen pflegte. Dies waren in der Regel fünfzig Schlitten, jeder mit einem Pferd und am Hals jedes Pferdes ein Glöckchen. Auf den vordersten dieser Schlitten wurde bei der Rückfahrt der Sarg gestellt, und die lange Karawane hinter sich ging es nun im Schritt bis an die russische Grenze — die Winterstille nur durch den Ton der Glöckchen unterbrochen.

Friedrichsfelde von 1812 bis 1816

König Friedrich August von Sachsen

Nach dem Tode der Prinzessin von Holstein-Beck wurde Friedrichsfelde durch einen Bevollmächtigten der Variatinskischen Familie verwaltet. In diese Administrationszeit fällt der Aufenthalt, bzw. die Staatsgefangenschaft des Königs von Sachsen an dieser Stelle.

Wir finden darüber folgendes:

Der König von Sachsen, nach der Einnahme Leipzigs durch die Verbündeten, war deren Gefangener. Am 23. Oktober 1813 erfolgte

seine Abreise nach Berlin; am 26., morgens 4 Uhr, traf er in der preussischen Hauptstadt ein und wurde daselbst mit „vielen Ehren“ (so sagt das Tagebuch eines sächsischen Kavalliers) empfangen. Von Leipzig aus hatten hundert Kosaken mit drei Offizieren den Wagen des Königs umgeben. Außerdem begleiteten ihn Fürst Galizin und Baron Anstetten.

Der König bezog Wohnung im Berliner Schloß und verblieb daselbst bis zum Sommer 1814. Um diese Zeit aber wurd' ihm die preussische Hauptstadt unbequem, denn das „Berliner Volk“ zeigte sich wenig respektvoll; die Lage von Großbeeren und Dennewitz stimmten es zum Groll, und die altfränkische Art des sächsischen Hofes zum Spott. Weidern wollte der König entgehn. Er suchte daher nach, das dem russischen Fürsten Variatinski zugehörige Schloß Friedrichsfelde, selbstverständlich gegen eine Miets- oder Entschädigungssumme, beziehen zu dürfen.

Dies wurde gewährt.

Am 26. Juli 1814 erfolgte der Umzug, wobei ein Unteroffizier und zehn Mann preussischer Garde als Ehrenwache dienten. Diese blieben in Friedrichsfelde und wurden aus der sächsischen Hofküche beköstigt. Bis zum 24. März 1814 hatten Berliner Bürgergardisten die Wache beim Könige gehabt.

In den „Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines alten Offiziers“ wird erzählt, der König Friedrich August habe von Friedrichsfelde aus fliehen wollen, sei aber eingeholt und zurückgebracht worden. Diese Mitteilung ist mindestens unwahrscheinlich. An Ort und Stelle wird nichts derart berichtet.

Der König, während seines Friedrichsfelder Aufenthaltes, empfing viel Besuch und Deputationen aus seinem Lande, darunter den jungen Grafen Hohenthal, den Baron von Houwald (Vater des Dichters) und eine Deputation des Freiburger Bergbaues.

Unter den Personen von Rang, die ihn dauernd umgaben, haben wir in erster Reihe Generalmajor von Waghdorf zu nennen; doch war dieser oft monatelang auf Spezialmissionen, z. B. in London, abwesend. Am 13. Oktober 1814 trat Generalleutnant Sahrer von Sahr an Waghdorfs Stelle und blieb beim Könige, bis dieser Friedrichsfelde verließ. Es war die Sahr'sche Division, die bei Großbeeren vorzugsweise tapfer gefochten hatte.

Der Aufwand, den der König in Friedrichsfelde machte, wurde

teils aus den Geldern seiner Schatulle, teils durch eine Anleihe bei dem Berliner Bankierhause Benecke bestritten.

Am 9. Februar 1815 endlich war in Wien das Protokoll unterzeichnet worden, das über das Schicksal Sachsens entschied; — am 22. Februar verließ der sächsische Hof Friedrichsfelde und begab sich, auf Einladung des Kaisers von Osterreich, „doch in seinen Landen Residenz nehmen zu wollen“, durch Schlesien über Wien nach Preßburg, wo der König den Palast des Primas bezog.

Soviel hab' ich aus Aufzeichnungen, die damals gemacht wurden, zu entnehmen vermocht. In Friedrichsfelde selbst wird noch folgendes erzählt:

Der König lebte ganz als König. Sehr viel Dienerschaft, altfränkisch gekleidet, blau und gelb, war um ihn her; die Kutscher immer in Kanonenstiefeln. Vormittags zwischen elf und zwölf ging er im Park spazieren; nachmittags wurd' auf die benachbarten Dörfer gefahren, namentlich auf solche, wo ein Park oder ein Fluß war, also nach Stralau, Lichtenberg, Biesdorf und vorzugsweise nach Schönhausen. Er war bei den Friedrichsfeldern sehr populär, weil er herablassend und wohlwollend war und, die Hauptsache nicht zu vergessen, ihnen viel zu verdienen gab. Der zahlreiche Besuch, der untergebracht werden mußte, schaffte den Bauern eine gute Einnahme; dazu die Berliner, die sonntags aus purer Neugier in Scharen herbeiströmten.

Ihren Hauptvorteil aber zogen die Bauern aus den vielen Holzfuhrn, die sie leisteten, und aus der Stallung, die sie vermieteten. Tag um Tag wurd' ein Haufen Holz im Schloß verbrannt, und der königliche Marstall befand sich, gespannweise, auf den einzelnen Bauerhöfen.

Friedrichsfelde seit 1816

Am 22. Februar 1815 verließ der sächsische Hof Friedrichsfelde; ein Jahr später gingen Schloß und Gut in den Besitz von Karl Sigismund von Treskow über. Eine ganz neue Zeit brach jetzt für Friedrichsfelde an: Aus dem Lustschloß, das es bis dahin gewesen war, wurd' ein Gut. Es handelte sich nicht mehr um ein dolce far niente*, das hier ein Jahrhundert lang seine Stätte gehabt hatte,

* süßes Nichtstun.

sondern um Arbeit, nicht mehr um Zurückgezogenheit und Stille, sondern um Heraustreten, um Verkehr und Konkurrenz. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, insonderheit unter dem gegenwärtigen Besitzer (Karl von Treskow) wuchs die Kompliziertheit der Aufgabe. Beständige Meliorationen, auch Ankäufe, steigerten den Wert, was aber vor allem das Gut auf seine jetzige Höhe hob, das war die Erkenntnis, daß mit Rücksicht einerseits auf die Bedürfnisse der Hauptstadt, andererseits auf die Betriebserleichterungen, die dieselbe gewährt, eine ganz aparte Art der Wirtschaftsführung eingeleitet werden müsse. Hier galt es nicht, Lehrbücher zu befragen und Regeln zu befolgen, sondern der beständig wechselnden Situation ein neues System immer neu anzupassen. In irgendwelche Details an dieser Stelle einzugehen, würde weit über unsere Aufgabe hinausführen, daher nur so viel, daß Milchwirtschaft und Gartenkulturen mehr und mehr die frühere Felderbestellung zurückdrängten. Der Sieg des Spargelbeets über das Roggen- und Kartoffelfeld!

So haben Eifer, Wissen, Intelligenz aus dem Sommerhause Raules einen großen und noch mehr einen wertvollen Besitz geschaffen; aus dem Zehrer ist ein Nährer geworden, aus der Drohne die Biene.

Aber diese Umwandlung hat sich vollzogen, ohne dem Friedrichsfelder Schloß, das so vieles Sterben und Geborenwerden sah, das geringste von seinem historischen Zauber zu nehmen. Dieselbe Sorglichkeit und Pflege, die draußen waltete, zeigte sich auch drinnen; auf den Feldern erneuerte sie praktisch, im Hause konservierte sie pietätvoll; nichts ist verlorengegangen von dem geschichtlichen Material, in dessen Besitz der gegenwärtige Besitzer eintrat. Das eichen-geschnitzte Treppengeländer, der Stucksaal, den Markgraf Karl baute, die Büsten und Bilder, von denen beinahe jeder der Vorbesitzer ein einzelnes, wie ein Erinnerungsstück, zurückgelassen hat, — sie befinden sich an altem Platz, und nur erweitert und hinzugefügt wurde vielfach.

Unter diesen Hinzufügungen nennen wir in erster Reihe fünf Arbeiten Schinkels, von denen drei seiner allerfrühesten Epoche, zwei mutmaßlich dem Jahre 1814 angehören. Es sind die folgenden:

Schloß Dwinö (Architekturbild in Tuschfarben ausgeführt),

Schloß Dwinsk, von der Tiefe aus gesehen,
 Schloß Dwinsk, von der Höhe aus gesehen,
 Ein See in Tirol, von hohen Bergen umgeben, ein Fischzug im
 Vordergrund (Morgenbeleuchtung),
 Ein See von hohen Gebirgen umgeben, Gondeln im Vordergrund
 (Abendbeleuchtung)⁷.

Das letztgenannte Bild zählt zu Schinkels gelungensten Arbeiten. In der Mitte — wir erweitern die kurze Beschreibung, die wir eben gegeben — eine Insel mit einem weitläufigen Schloß; eine Bogenbrücke führt zu dem zunächstliegenden Felsenufer hinüber. Rechts ein ländliches Fest. Der See ist mit Barken erfüllt, denen Musikchöre folgen. Eine rote Abendbeleuchtung liegt auf dem See.

Ein stimmungsreiches Bild! Aber das Bild, das sich eben jetzt, von der Gartentüre des Schlosses eingerahmt, vor unseren Blicken aufstut, tut es ihm gleich. Eine Parkwiese voll blühender Linden, zwischen den Kronen ein Streifen blauer Himmel und an dem Himmelsstreifen ein Volk weißer Tauben, das, die letzten Sonnenstrahlen einsaugend, sich oben in den Lüften wiegt.

Die nahe Hauptstadt samt ihrem Lärm, wir empfinden sie wie hundert Meilen weit. Hier ist Friede!

⁷ Von keinem dieser fünf Bilder, mit Ausnahme des Architekturbildes, läßt sich behaupten, daß es nachweisbar von Schinkel herrühre; doch ist es von allen in hohem Maße wahrscheinlich. Schinkel war bei Ausführung des Schlosses Dwinsk, Provinz Posen, als Bauführer tätig. Es war dies 1801. Die Vereinigung von Architekt und Landschaftsmaler, die sonst in hundert Fällen kaum einmal vorkommt, war eben bei Schinkel charakteristisch, und es ist nicht anzunehmen, daß sich damals — und noch dazu in Dwinsk — ein anderer Architekt an seiner Seite befunden habe, der dies alles auch vermocht hätte. — Was die beiden andern Bilder (Gebirgsseen, Morgen- und Abendbeleuchtung, Pendants) angeht, so stellen sie genau daselbe dar, wie die betreffenden beiden Bilder auf der Wagnerschen Galerie, die die Bezeichnung tragen: nach Schinkelschen Originalen von Ahlborn 1823 kopiert. Die Frage entsteht, sind nun diese beiden Friedrichsfelder die Originale? Wolzogen in seinem „Leben Schinkels“ schreibt: Der Besitzer des einen Bildes (Abendbeleuchtung) ist Bankier Brose, der Besitzer des andern (Morgenbeleuchtung) unbekannt. Daß eine Bild scheint also die Annahme zu rechtfertigen, das andere sie zu verbieten. Eine Entscheidung in dieser Frage, die ohne exakte technische Kenntnis nicht zu geben ist, liegt außerhalb unserer Kraft; wir geben deshalb einfach die Tatsache, daß sich zwei solche Bilder in Friedrichsfelde befinden, und überlassen andern den Beweis der Echtheit, oder — des Gegenteils.

2

Ernst Gottlieb Woltersdorf

Verfolgt, verlassen und versucht,
 Doch von dem Herrn hervorgelücht.
 Ein Narr vor aller klugen Welt,
 Bei dem die Weisheit Lager hält;
 Verdrängt, verjagt, besiegt und ausgelegt,
 Und doch ein Held, der Palmen trägt.

E. G. Woltersdorf

Prinz Louis Ferdinand, Prinz August — sie waren Friedrichsfelder Schloßkinder; aber auch die Pfarre stellte ihren Mann: am 31. Mai 1725 wurde Ernst Gottlieb Woltersdorf in ihr geboren. Auch ein Streiter, auch gefallen (wie der Saalfelder Prinz) auf dem Felde der Ehren. Ein Weltkind der eine, ein Gotteskind der andre.

Ernst Gottliebs Vater war Gabriel Lukas Woltersdorf. Aber ihn zunächst ein kurzes Wort.

Gabriel Lukas Woltersdorf

Gabriel Lukas W., der neunzehn Jahre lang das Friedrichsfelder Pfarramt bekleidete, wurde den 10. November 1687 zu Kyritz geboren, wo sein Vater als Rektor amtierte. Gleich einem alten Edelmann konnte Gabriel Lukas Namen und Stand seiner Familie bis ins siebente Glied hinauf verfolgen. Es waren sämtlich Priegnitz-Ruppiner. Und zwar:

Anton Woltersdorf (damals noch Woltersdorp), geboren 1430.

Johann Woltersdorf, Potinken- oder Pantinenmacher, geboren 1460.

Joachim Woltersdorf, Goldschmied in Ruppin, geboren 1496.

Joachim Woltersdorf II., Tuchmacher, Schildemeister und Vorsteher der Klosterkirche zu Ruppin, geboren 1530.

Gabriel Woltersdorf I., Pastor und Inspektor zu Ruppin.

Gabriel Woltersdorf II., Pastor und Inspektor zu Zehdenick.

Gabriel Woltersdorf III., Pastor und Rektor zu Kyritz.

Unser Gabriel Lukas, des letztgenannten Sohn, studierte von 1711 an in Halle, das um jene Zeit „das Herz war, dessen Schläge man

weit und breit fühlte“. August Hermann Francke stand eben damals in der Blüte seines Wirkens, „dieser Mann der Demut und Wahrhaftigkeit, der sich rühmen durfte, daß von den 6000 Studenten, die während zweimal zehn Jahren in Halle studiert hatten, Tausende von erweckten Predigern ins deutsche Vaterland ausgegangen seien“. Unter diesen erweckten Predigern war auch Gabriel Lukas Woltersdorf. Er blieb bis zuletzt eine Leuchte für seine Kinder und seine Gemeinde.

1716 erhielt er durch einen vom Könige gutgeheißenen Nachspruch des kirchlichgesinnten Markgrafen Albrecht die Friedrichsfelder Pfarre, die bis dahin der alte Samuel Donner innegehabt hatte. Samuel Donner war schon fünfundsiebzehn Jahr im Amt und wollte von Adjunktur oder gar Entlassung nichts wissen. Er remonstrirte deshalb und glaubte dies um so mehr zu dürfen, als er die Friedrichsfelder Pfarre als eine Erbpfarre betrachtete. Denn schon sein Vater und Großvater waren Prediger ebendasselbst gewesen. Er wurd' aber durch den Markgrafen energisch abgewiesen. Der Entscheid lautete:

„Da sich so wol bei der Lokal-Visitation, als auch sonst mehr als zuviel erwiesen hat, wie schlecht Supplikant bis dahero seinem Amte vorgestanden, und wie wenig die ihm anvertraute Gemeinde durch ihn erbauet worden, so stehet ihm auch gar nicht an, eine dergleichen ungegründete Vorstellung gegen die von S. K. Majestät so nöthig gefundene Bestimmung zu thun. Und wie er damit gänglich abgewiesen, ihm sein Unfug auch nachdrücklich hiermit verwiesen wird, so hat er es außerdem noch einzig und allein der Königlichen Gnade zu danken, daß er wegen seiner in der ihm anvertrauten Amt- und Seelen-Sorge bezeigten strafbaren Nachlässigkeit nicht noch schärfer angesehen wird.“

Dieser Bescheid, wie sich denken läßt, ging dem armen Samuel Donner sehr zu Herzen, und er starb wenige Tage später in Berlin am Schlagfluß. In seine Stelle rückte nunmehr Gabriel Lukas Woltersdorf ein.

Das wichtigste kirchliche Vorkommnis innerhalb seiner Friedrichsfelder Amtsjahre war die Einführung des sogenannten „Simultaneums“, also der Gleichberechtigung der Reformierten in Benutzung der lutherischen Kirche.

Hiergegen scheint sich nun Gabriel Lukas in Gemeinschaft mit seinem Berliner Propste Koloff anfänglich aufgelehnt zu haben, welcher letztere nicht nur vorstellig wurde, sondern auch von „unüberwindlichen Schwierigkeiten“ sprach. Auf diese Vorstellung erhielt er einen zweifachen Bescheid, einen amtlichen und einen königlich-persönlichen. Der amtliche Bescheid lautete: „Bohlehrwürdiger, lieber, Getreuer. Ich habe Eure Vorstellung vom 8. dieses, in der Ihr meint, daß das Simultaneum in der Kirche zu Friedrichsfelde nicht könne introduzirt werden, erhalten, und ist Euch darauf in Antwort, daß Ich Euer Einwenden nur vor Possen halte. Ich halte beide Religionen einerlei zu sein und finde keinen Unterschied. Will also, daß es bei meiner Ordre verbleiben soll.“

Der Erlaß ist datirt „Wusterhausen, den 10. Sept. 1726“ und hinzugefügt war von des Königs eigener Hand: „Der Unterschied zwischen unseren beiden Evangelischen Religionen ist wahrlich ein Pfaffengezänk, denn äußerlich ist wohl ein großer Unterschied, wenn man es aber examiniret, so ist es derselbige Glaube in allen Stücken, sowohl in der Gnadenwahl, als im heiligen Abendmahl. Nur auf die Kanzel, da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andere. Gott verzeih allen Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben am Gericht Gottes, daß sie Schulrazen aufwiegeln, um das wahre Werk Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Was aber wahrhaft geistliche Prediger sind, solche die sagen, daß man sich soll einer den andern dulden und nur Christi Ruhm vermehren, die werden gewiß selig. Denn es wird nicht heißen: bist du lutherisch oder bist du reformirt? sondern es wird heißen: hast du meine Gebote gehalten, oder bist du bloß ein braver Disputator gewesen? Es wird heißen: weg mit die letzten zum Teufel ins Feuer, aber die meine Gebote gehalten, kommt zu mir in mein Reich. Gott geb uns allen seine Gnade und geb allen seinen evangelischen Kindern, daß sie mögen seine Gebote halten, und daß Gott möge zum Teufel schicken alle die, die Uneinigkeit verursachen. Friedrich Wilhelm.“

Es braucht wohl nicht erst versichert zu werden, daß diesem königlichen Erlaß die Einführung des Simultaneums auf dem Fuße folgte.

Dies war 1726. Im Jahre 1735 erhielt Gabriel Lukas B. eine Vokation nach Berlin und wurde Prediger an der St.-Georgen-Kirche daselbst, während der Prediger ebendieser St.-Georgen-

Kirche nach Friedrichsfelde hin versetzt wurde. Natürlich empfand letzterer dies als eine Degradation und führte sich deshalb mit folgenden Worten in Friedrichsfelde ein:

Gott grüß euch, ihr lieben Bauern,
 Ich werd' hier nicht lange dauern,
 Drum seht mich nur mit Rechten an —
 Ich heiße Daniel Schoenemann.

Er hielt auch Wort und legte im selben Jahre noch sein Friedrichsfelder Pfarramt nieder.

Ernst Gottlieb Woltersorf

Ernst Gottlieb W. wurde, wie schon eingangs hervorgehoben, am 31. Mai 1725 in Friedrichsfelde geboren. Er blieb daselbst bis zur Übersiedlung seines Vaters nach Berlin, also bis zu seinem zehnten Lebensjahre, besuchte danach das graue Kloster und ging mit siebzehn Jahren zum Studium der Theologie nach Halle. „Es war dort eben noch“, so schreibt Pastor Besser, „das letzte der sieben fetten Jahre. Man konnte den Samen reiner Lehre noch ziemlich reichlich einsammeln. Die Hungerzeit des Rationalismus meldete sich eben erst durch ihre vordersten Posten.“ Besonders war es Baumgarten (Kirchengeschichte), der das Herz unseres jungen Theologen mit Liebe und Verehrung füllte; Unterricht, den er in den unteren Schulen des Franckeschen Waisenhauses erteilte, sicherte ihm den Unterhalt. Sein Christentum, nach seinem eigenen Bekenntnis, blieb indessen damals ein rein äußerliches. „Ich hatte noch keinen Geschmack an der Erlösung durchs Blut Christi; Gott kam mir aber zu Hilfe und warf mich in ein sehr tiefes Gefühl meines unergründlichen Seelenverderbens. Da saß ich an den Wassern zu Babel und weinete, wenn ich an Zion gedachte.“

1744 im Frühjahr, erst neunzehn Jahr alt, hatte er seine Studien beendet. Er trat — durch viele Arbeit körperlich erschüttert — eine Reise an, suchte christliche Prediger und Gottesmänner auf und zeigte damals eine große Neigung, zu den Herrnhutern überzutreten. Dies unterblieb jedoch. 1744 im Spätherbst wurd' er Vikar in Zerrenthin bei Prenzlau, wo er empfinden lernte, „wie schwer sich's predigt, wenn niemand hören will“. Zwei Jahre später (1746)

kam er als Hauslehrer des jungen Grafen von Promnitz nach Drechna in der Niederlausitz, wo er nunmehr mit großem Erfolge zu predigen begann. Sein Predigereifer und die ihm daraus entspringende Kraft waren so groß, daß er in verhältnismäßig kurzer Zeit die wendische Sprache lernte, um den Spreewaldwenden das Evangelium predigen zu können.

1748 erhielt er einen Ruf nach Bunzlau. Es hieß anfänglich: Er sei zu jung. Am 20. Sonntage nach Trinitatis aber predigte er über den Text: „Der Herr sprach zu mir, sage nicht, ich bin zu jung, sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dir heiße“ mit solcher Gewalt, daß er die ganze Gemeinde mit sich fortriß. Bald hatte die Kirche nicht Raum genug für die, die kamen, und unter freiem Himmel, im Bunzlauer Stadtwald, mußte er nunmehr predigen. „Es schien, als ob das Feuer Christi die ganze Stadt anzünden wollte.“ Dabei blieb er voll körperlicher und geistiger Frische. 1749 verlobte er sich mit Johanna Sabina, Tochter des Pastors Zietelmann zu Flieth bei Prenzlau; im Mai trafen sich die jungen Brautleute in Berlin, wo neun Söhne (darunter bereits drei Pastoren), eine Tochter und drei Schwiegertöchter des alten Pastors Woltersdorf sich zur Hochzeitsfeier versammelt hatten. Der Vater segnete das Paar ein, das bald darauf in die Bunzlauer Pfarrwohnung einzog.

Die junge Frau brachte Glück und empfing es. Aber die Flitterwochen müssen doch anders gewesen sein, wie heutzutage Flitterwochen zu sein pflegen. Alles junge Glück der Liebe schloß eine immer wachsende geistliche und geistige Tätigkeit so wenig aus, daß im Jahre 1751 bereits zwei starke Bände „Evangelische Psalmen“ vorlagen, die Zeugnis ablegten von dem schöpferischen Drang des jungen Geistlichen. Sie waren, beinahe 200 an der Zahl, mit nur wenig Ausnahmen ein Produkt der letzten drei Jahre. Aber die Art, wie dieselben entstanden, lassen wir ihn selber sprechen:

„Was den Ursprung dieser Lieder betrifft, so kann ich wohl mit Wahrheit sagen: ich habe sie von dem Herrn empfangen. Sonst würd' ich auch in meinem Gewissen keine Freiheit haben, sie drucken zu lassen . . . Gott hat mir von Natur eine Neigung zur Poesie gegeben. Schon in meiner Kindheit fing ich an Verse zu machen. Aber erst, als ich des seligen Lehr und nach einiger Zeit auch des seligen Lau Leben und letzte Stunden in die Hände bekam, ging etwas in

mir vor. Von dieser Zeit an ist der Trieb, dem Herrn Lieder zu dichten, in mir recht aufgewachet. Ja er ist von Zeit zu Zeit immer stärker worden, daß er sich auch besonders in meinem Amt, in welchem ihn die vielen überhäuften Geschäfte sonst hätten ersticken müssen, so vermehret hat, daß ich oft selbst nicht gewußt, wie es zugegangen. Ich kann nichts anders sagen, als daß ich's für eine augenscheinliche Erhöhung meines Gebets ansehen muß.

Oft hab' ich an nichts weniger gedacht, als Verse zu machen. Aber es fiel mir plötzlich ins Gemüt, und regte sich ein Trieb, daß ich die Feder ergreifen mußte. Ein andermal hatt' ich keine Lust; aber es war, als müßt' ich wider Willen schreiben. Zuweilen war ich von vieler Arbeit ganz entkräftet, allein es wurde mir eine Materie so lebendig und floss so ungezwungen und ohne Mühe in die Feder, daß es schien, ich könnte das Schreiben nicht lassen. Ja ich muß gestehen, daß mir's oft wie ein Brand im Herzen gewesen, und mehrmalen müßt' ich mich mit Gewalt zurückziehen, damit ich mich nicht übernehme oder meine Natur zu sehr schwächete. Wollt' ich zuweilen 3 Verse schreiben, so wurden gleich 12, 15 oder gar 30 daraus. Manchesmal konnte die Feder dem schnellen Zuflusse nicht einmal folgen. Oft müßt' ich's, wenn ich so hintereinander geschrieben, erst überlesen, um zu wissen, was es wär, und mich dann selbst wundern, daß das da stund, was ich fand. Und so sind diese langen Lieder der ersten Sammlung entstanden. Ich nahm mir vor, ein Lied in gewöhnlicher Größe zu schreiben, aber wenn ich hineinkam, sind oft 40, 50, 100, 200 und mehr Verse fertig geworden."

Er fährt dann fort:

„Was ich in so großer Geschwindigkeit niedergeschrieben, ich hab' es hinterher vielmal durchgelesen, einiges oft umgeschmolzen, anderes lange liegen lassen; aber das ist wahr, daß ich anderes, das so recht aus dem Herzen gequollen, nie geändert habe. Die Ursach ist, weil das am ersten und natürlichsten wieder in die Herzen hineinfließet, was ohne Zwang heraus geströmet ist . . . Fraget nur die Dichter dieser Welt, ob sich nicht Ähnliches bei ihnen findet, wenn sich ein poetisches Feuer bei ihnen reget. Und was soll nicht erst der herrliche Geist des lebendigen Gottes tun, wenn er die natürlichen Triebe zur Dichtkunst mit seinen Kräften anfeuert!

Es bleibt mir eine unumstößliche Wahrheit, daß alle vernünftigen Regeln der Dichtkunst sehr gut sind und von einem Dichter nach

seiner Gelegenheit mit großem Nutzen gebraucht werden können, daß aber dennoch das Göttliche in der Dichtkunst nicht anders als auf den Knien gelernt werden kann. Denn wenn der Geist aller Geister das Herz des Poeten nicht entflammt, so weiß ich nicht, ob ich die erhabenste Poesie überhaupt noch eine göttliche nennen kann. . . Die Heiden haben von ihren toten Götzen treulich gesungen. Aber so viele Dichter unter den Christen wissen von ihrem lebendigen Gott, von dem Gott aller Götter, ja von ihrem menschgewordenen Gott, der am Kreuz in seinem Blute für sie gestorben, nichts zu sagen. Sie holen lieber vermoderte Stücke von den verfaulten Götzen der Heiden und schmücken sie dem Gott Israels zum Hohn. . . Ein berühmter Günther will lieber der Venus zu Ehren, als zum Ruhm des Kreuzes singen; aber die Reime Hans Sachsens machen alle Werke Günthers zuschanden, weil doch so manche Seele daran selig glauben kann.“

So weit er selbst. Man muß es ihm lassen, daß er seine Sache gut zu führen weiß; bescheiden und bewußt — jedes an rechter Stelle. Dabei kann einem aufmerksamen Leser nicht entgehen, daß er in dieser Rechenschaftsablegung alle die Punkte in den Vordergrund stellt, über die die Meinungen auseinander gehen können. Er war eben ein christlicher „Improvisator“, ja, in allen Ehren sei es gesagt, eine Art von Psychographendichter und ließ die Feder laufen. Wir kommen an anderer Stelle darauf zurück.

Alles, was wir aus ihm zitiert haben, ist einer Vorrede entnommen, die er im Jahre 1750 schrieb. Er war damals fünfundzwanzig Jahr alt, predigte seit sechs Jahren und war im Amte seit drei, hatte Frau und Kind, und konnt auf eine literarische Tätigkeit zurückblicken, die bereits damals über 200 Lieder umfaßte, mehrere davon über 200 Strophen lang. Eine Produktionskraft, die wohl kein anderer deutscher Dichter aufzuweisen hat, auch nicht die Meistersänger, an deren Dichtungsart die didaktische Weise Woltersdorfs am meisten erinnert.

Seine poetische Tätigkeit war übrigens im großen und ganzen mit 1750 abgeschlossen. Es waren ihm noch elf Lebensjahre beschieden, aber die Mühen und Sorgen des Amtes wurden doch so übermächtig, daß selbst sein lebendiger Strom versiegte. Er trat 1755 an die Spitze des nach dem Halleschen Vorbild errichteten Bunzlauer Waisenhauses und wirkte daran noch eine Zeitlang in Segen, bis

sein schwacher Körper unter der Last zusammenbrach. Sein Biograph schreibt: „Man darf sagen, er hatte sich im Dienst des Herrn verzehrt.“

Der 17. Dezember 1761 war sein letzter Tag. Die Schmerzen nahmen zu, seine Klagen ab. Als seine Frau mit einem seiner Kinder weinend am Bette stand, sagte er mit Glaubensfreudigkeit: „Wenn du keinen anderen Kummer hast, als diesen!“ Und dann lag er still. Abends aber redete er viel, jedoch so leise, daß sich nur einzelne Liebesworte verstehen ließen. Um die sechste Stunde war er tot. Er war sanft eingeschlafen.

Das Waisenhaus verlor viel, und der Jammer der eben zum Konfirmandenunterricht versammelten Kinder erfüllte das Pfarrhaus. In allen Häusern der Stadt war Wehklagen. Am 22. Dezember hielt ihm sein Herzensfreund, David Gottlieb Seidel, die Leichenpredigt und sprach „von der gegründeten Hoffnung eines Lehrers, der einen lautern Sinn beweiset, wenn er auch über Nacht beschweret ist.“

„Über Nacht“ war Woltersdorf beschweret gewesen; nun war er frei. Für seine Witwe und seine sechs Kinder sorgte der Herr, indem er Seelen erweckte, die sich ihrer Dürftigkeit annahmen. Es wurde seine Zuversicht erfüllet, die er oft aussprach, wenn er sein letztes Stück Brot mit den Armen teilte.

So starb Woltersdorf, erst sechsunddreißig Jahr alt. Er hatte ein äußerlich armes, innerlich desto reicheres Leben geführt. Wie in vielem, so war er auch in der Anspruchslosigkeit und Stille seines Lebensganges, in dem Fehlen alles dessen, was man als romantisch-frappant bezeichnen kann, den Herrnhutern verwandt. Er protestiert zwar gegen diese Gemeinschaft und sagt: „Allen Dingen, die in Leben und Lehre dem Worte Gottes zuwider sind, bin ich von Herzen feind, weshalb ich den Plan der Herrnhutischen Gemeine, wie er jetzt ist, nimmermehr werde billigen können.“ Aber trotz dieses Protestes, der gewiß aufrichtig gemeint und wohlbegründet ist, ist doch unverkennbar, daß seine Dichtung unter Zinzendorffschem Einfluß heranwuchs. Er gebraucht wie dieser die stark sinnlichen Reden von Turteltauben und Nachtigallen, von dem süßen Blut des Erlösers und von der Herrlichkeit seiner Blutrubinen. Er verteidigt auch diese Ausdrucksweise: „Die Herzen sollen durch die Sinne bewegt werden, und nur das eine ist zu fordern, daß kein schwulstiges,

unanständiges oder gar lächerliches Wesen dabei zu Tage komme.“ Im übrigen scheint er sich selber nur eine Durchschnittsbegabung zugeschrieben zu haben. „Ich habe“, so schreibt er, „nicht eine große Zierlichkeit und Pracht, sondern eine fließende und bewegliche Deutlichkeit erwählet, damit mich jedermann, auch zur Not ein Kind, verstehen möchte. Das macht zwar kein sonderliches Ansehen, ist aber desto nutzbarer. Wir sollen unserm Erlöser nicht allein die Gelehrten und Großen zuführen, sondern unter den Geringen und Einfältigen wuchert sein Evangelium am meisten. Allzu hohe Lieder nutzen niemandem, oder doch nur wenigen.“

So er selbst. Die Urteile neuerer über den Wert seiner Dichtungen weichen erheblich voneinander ab. Koch schreibt: „Woltersdorf ist ein lebendiges Zeugnis der dichtenden Kraft des heiligen Geistes in der lutherischen Kirche.“ Wogegen Hagenbach nicht nur an der Weitschweifigkeit seiner Lieder, die wegen ihrer Länge nie gesungen werden können, Anstoß nimmt, sondern auch „Fluß und Guß, mit einem Wort die rechte Rundung und Vollendung in ihnen vermißt“. Selbst R. Besser, in seinem „Leben E. G. Woltersdorfs“ kann nicht umhin auf eine gewisse Unselbständigkeit Woltersdorfs hinzuweisen und sagt in seiner anschaulichen Ausdrucksweise: „Er suchte wie eine Hopfenrebe stets gern einen tragenden Halt für seine Dichtungen.“

Wir selbst haben die besten seiner Dichtungen mit Freudigkeit und nicht ohne Erhebung gelesen. Wie schön beispielsweise sind folgende Strophen:

Wer ist der Braut des Lammes gleich?
 Wer ist so arm? und wer so reich?
 Wer ist so häßlich und so schön?
 Wem kann's so wohl und übel gehn?
 Lamm Gottes, du und deine seelge Schar
 Sind Mensch' und Engeln wunderbar.

Verfolgt, verlassen und verflucht,
 Doch von dem Herrn hervorgesucht;
 Ein Narr vor aller klugen Welt,
 Bei dem die Weisheit Lager hält;
 Verdrängt, verjagt, besiegt und ausgefegt,
 Und doch ein Held, der Palmen trägt.

Das ist der Gottheit Wunderwerk
 Und seines Herzens Augenmerk:
 Ein Meisterstück aus nichts gemacht,
 So weit hat's Christi Blut gebracht;
 Hier forscht und betet an ihr Seraphim,
 Bewundert uns und danket ihm.

Auch in diesen Strophen mag sich ein starkes Anlehnen an einzelne Vorbilder aus dem hallensisch-pietistischen Dichterkreise nachweisen lassen, aber der Laie wird dadurch wenig gestört werden. Seine Laienschaft kommt ihm und dem Dichter zustatten. Das Maß unseres Wissens bestimmt auch das unsrer Ansprüche. Je lebendiger jemand die großen Originale, die Kraft- und Kernlieder deutscher Nation gegenwärtig hat, desto ablehnender wird er sich gegen Lieder verhalten, die für sein geübtes Ohr eben nur ein Wiederklang sind. Wer indessen weniger bewandert darin ist, wird leichter befriedigt sein. In der weltlichen Dichtung sehen wir Ähnliches. Wer den Heine nicht kennt, erfreut sich auch an den Nachbildungen desselben, wer ihn kennt, verhält sich gegensätzlich gegen alles, was heinisiert.

Gewiß — und damit schließen wir — ist Woltersdorf nicht den großen Gestalten unter unsren Kirchenlieddichtern zuzuzählen, dazu war er zuwenig eine Kraftnatur. Im Gegenteil, etwas Krankhaftes zieht sich durch sein Leben und spiegelt sich auch in seiner dichterischen Hyperproduktion. Aber zweierlei muß ihm verbleiben, und während er immer als ein Musterbeispiel für den wunderbaren Einfluß „des geistigen Fluidums über die träge Masse“ dastehen wird, wird er andrerseits, wenigstens provinziell und lokal, eine hervorragende Bedeutung auf seinem speziellen Gebiete beanspruchen dürfen. Mark Brandenburg hat auf dem Gebiete des Kirchenliedes keinen besseren aufzuweisen, auch wohl keinen, der sich neben ihm behaupten könnte.

Schloß Friedrichsfelde steht noch, wie es 1719 und 1735 aufgeführt wurde, das alte Pfarrhaus aber, abgelöst durch einen unmittelbar neben ihm entstandenen Neubau, ist längst hinüber. Ein Garten füllt jetzt den Platz, wo das alte stand, und ein Birnbaum blüht jeden 31. Mai an derselben Stelle, wo Woltersdorf der Dichter geboren wurde.